

Baltische

# Monatschrift.

Sechsendreißigster Jahrgang.

## Inhalt:

Vizekanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin. Von Professor J. Engelmann	261
Recht und Moral. Ein Vortrag von E. Erdmann	285
Gerhardt von Kentern.	294
Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart. Von Gregor von Glasenapp	313

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Reval.

Franz Kluge

1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn  
A. v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

# Unser Bismarck

von

C. W. Allers.

[12]—7.

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmten gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck in Friedrichsruh“ bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga. N. Kymmels Buchhandlung.

[12]—8.

## Die Buchhandlung L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,  
neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtsendungen,  
Probenummern von Zeitschriften etc.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Beforgung — Porto zu Selbstkosten.

## Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.<sup>1)</sup>

**H**eber die Entlassung und darauffolgende Verbannung des Grafen Panin berichtet ein zeitgenössischer, bekannter Schriftsteller J. M. Murawiew Apostol dem Grafen S. Woronzow vom 16. Februar 1801.

„Graf Panin, auf seine Güter verbannt, hat mich im Augenblick seiner Abreise beauftragt Ew. Excellenz die Umstände mitzutheilen, die seine Verbannung vorbereitet und herbeigeführt haben. Indem ich eine sichere Gelegenheit benutze, erfülle ich diese schmerzliche und doch schmeichelhafte Pflicht: denn mein intimster Freund legt sie mir auf, gegenüber dem, den ich am höchsten achte.

Ew. Excellenz wissen ebenso gut und besser als ich, daß Graf Panin, getreu den Grundsätzen der Ehre und einer gesunden Politik, von seinem Eintritt in das Ministerium an bestrebt war, in einem Cabinet ein festes System befolgen zu lassen, das keines hatte und seit zwei Jahren sich nur durch Wankelmuth und Unbeständigkeit ausgezeichnet hatte.

Seine ersten Schritte zeigten ihn, wie er ist, unfähig sich zu beugen und nachzugeben, um sich auf seinem Posten zu erhalten. Mit dem Beginn des letzten Jahres ergab er sich in sein Schicksal und suchte nur noch seinen guten Ruf zu erhalten. Die Widerwärtigkeiten, denen er in den letzten zehn Monaten seiner Geschäftsführung ausgesetzt war, sind unzählig. Bei Hofe stets schlecht angesehen, oft in harter Weise getadelt, arbeitete er ununterbrochen, um jede Gelegenheit zu benutzen, etwas Nützliches dazuzusetzen, meist nur um das Schlimme zu mildern. Derart war seine

<sup>1)</sup> Vgl. S. 199 ff. dieses Jahrganges der „Baltischen Monatschrift“.

66.014

262

Vize-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.

peinliche Lage bis zum Oktober, der Epoche, wo die Politik, nachdem sie plötzlich ihre Fronte geändert, die Krise in der Stellung des Grafen Panin herbeiführte. Er erwartete es, und selbst weniger Einsichtige konnten dergleichen vorhersehen, aber was nicht vorhergesehen werden konnte, das sind die harten und grausamen Formen, welche seine Ungnade begleiteten. Man wollte ihn, so zu sagen, den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren lassen.

Ich greife etwas zurück. Ew. Excellenz ist die erste Note bekannt, welche unser Ministerium dem diplomatischen Corps hier übersandte, bei Gelegenheit des letzten Embargo. Sie werden sich erinnern, daß sie nur vom Grafen Kostoptschin unterzeichnet war. Das kam aber so: Acht Tage bevor der Sturm losbrach, wurde über diese Note verhandelt, in der von der mala fides der Engländer und der Verletzung einer im Jahre 1798 abgeschlossenen feierlichen Convention die Rede sein sollte. Graf Panin protestirte dagegen, indem er erklärte: er werde nie zulassen, daß der Name seines Herrn dadurch bloßgestellt werde, daß man ihn eine Lüge sagen lasse; die Convention, auf die man sich berufe, habe gar nicht existirt. Man berücksichtigte das nicht, und die Note, wie sie in allen Zeitungen erschienen ist, wurde aus Satschina, vom Grafen Kostoptschin unterzeichnet, dem Grafen Panin mit dem Befehl übersandt, sie allen auswärtigen Ministern zu übersenden. Zufrieden, seinen Namen nicht auf einer so sehr im Widerspruche mit allem Herkommen des Völkerrechts stehenden Urkunde zu sehen, übersandte er sie ohne zu unterzeichnen. Man verlangte am anderen Tage den Grund zu wissen. Er wich der directen Antwort durch eine Spitzfindigkeit aus: „Es ist Gebrauch,“ antwortete er, „daß der jüngere Beamte vor dem älteren unterzeichne, da ich die Note bereits vom Kanzler unterschrieben erhielt, glaubte ich, mein Name sei nunmehr überflüssig.“ Diese Ausflucht brachte Ruhe für einige Tage; aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Einige Tage darauf wurde ihm eine zweite vollkommen gleichlautende Note aus Satschina übersandt, mit dem ausdrücklichen Befehl von Seiten des Kaisers, sie zu unterzeichnen und dem diplomatischen Corps zuzustellen. Jetzt war an kein Ausweichen zu denken, er mußte gehorchen; er that es, aber mit einer Einschränkung: er erbat und erhielt die Genehmigung den Eingang der unglückseligen Note abzuändern durch den Zusatz „auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät.“ Ich habe gethan was ich konnte, um ihn von diesem Schritte abzubringen, aber meine Bemühungen waren vergebens und ich habe vorhergesehen und vorhergesagt was eingetreten ist.

Bei Rückkehr des Hofes in die Residenz am 1. November suchte Graf Panin vergeblich eine Aussprache mit seinem Collegen, dieser vermied ihn zu empfangen. Endlich, am Tage seiner Entlassung, gelang es ihm den Grafen Kostoptschin zu treffen. Nach zweistündiger Conferenz über die dringendsten Staatsangelegenheiten kam das Gespräch auf die Ausweisung des Chevalier de Balbo, sardinischem Gesandten; der Graf fragte, was die Ursachen der Unzufriedenheit des Kaisers gegen jenen sein könnten. Graf Kostoptschin beantwortete die Frage und sagte dann, als ob er sich dessen eben erst entsinne: „Aber wissen Sie, Herr Graf, daß der Kaiser auch mit Ihnen sehr unzufrieden ist?“ „Ich weiß nicht,“ erwiderte Graf Panin, „wodurch ich mir die Unnade meines Herrn habe zuziehen können; aber wenn Sie meinen, daß mein Abschied ihm angenehm sein könnte, so bin ich bereit ihn einzureichen.“ „Das ist nicht nöthig,“ erwiderte Kostoptschin, „da ist er bereits“ und zog aus der Tasche den Ukas den der Kaiser um 7 Uhr Morgens unterschrieben hatte, durch den Graf Panin aus dem Ministerium entlassen und dem Senat zugezählt wurde.

Es war 2 Uhr Nachmittags und Donnerstag, der Tag der diplomatischen Diners beim Vicekanzler. Graf Panin bemerkte seinem Collegen, da die auswärtigen Minister gestern von ihm zum Diner eingeladen worden seien, so würde er sie um ihr Mittag bringen, wenn er ihnen jetzt sein Haus verschließe, er hätte also zur Kenntniß des Kaisers zu bringen, daß er sich gezwungen sähe, das Diner zu geben, als ob nichts vorgefallen sei und die Note, durch welche er seine Entlassung anzeige, erst nach dem Mahle zu übergeben. Graf Kostoptschin erklärte, dies Verfahren sei ganz plausibel. Sw. Excellenz werden sehen, daß man ihm daraus ein Verbrechen gemacht hat.

Graf Panin hat unter diesen Umständen mit einer Würde und einer Mäßigung gehandelt, welche ihm die Zustimmung und Bewunderung der ganzen Stadt erworben hat. Ohne Leichenbittermiene, aber auch ohne jede Erregung hat er die letzten Förmlichkeiten seines Amtes erfüllt, und während sein Scheiden von aller Welt bedauert wurde, schien er nur zu bedauern, daß er seinem Vaterlande nicht mehr auf dem Felde dienen könne, für welches er sich von Jugend auf vorbereitet hatte. In den Senat eingetreten erfüllte er seine Pflicht, als ob er nie ein anderes Ziel im Leben gehabt hätte, als Senator zu sein.

Diese Festigkeit hat anstatt Anerkennung seines Werthes nur größere Verbitterung im Gemüthe des Kaisers hervorgerufen. Als General Graf

Pahlen, dessen enge Beziehungen zum Grafen Panin Sr. Majestät nicht unbekannt waren, eines Morgens in das Cabinet des Kaisers trat, wurde er mit der Frage empfangen: ob er Panin gesehen habe und ob dieser froh wäre. „Ich habe Panin gesehen,“ antwortete der Militärgouverneur, „aber ich habe ihn nicht froh gefunden. Ew. Majestät können überzeugt sein, daß wer das Unglück gehabt hat, sich Ihre Ungnade zuzuziehen, nicht in der Stimmung ist sich zu freuen.“ „„Oh! ich kenne ihn, das ist ein Römer,““ sagte der Kaiser, „„meine Gunst und Ungunst machen keinen großen Eindruck auf ihn, hat er doch nicht einmal es vermieden an dem Tage seiner Entlassung ein Diner zu geben!““ Nach einer Pause: „„Es fehlt ihm nicht an Gaben, aber er hat drei große Fehler: er ist Pedant, Systematiker und Methodiker.““ Graf Pahlen erwiderte, er verstehe nichts von der Politik, er sei Soldat und wisse sich zu schlagen; aber er habe doch gehört, daß Methode und System in Geschäften nicht ganz überflüssig seien. Der Kaiser unterbrach ihn, um ihn zu fragen ob Graf Panin immer noch beabsichtige seinen Ball zu geben? Es handelte sich um einen Ball, den nach der Etiquette der Vicekanzler im Auftrage des Hofes geben mußte. „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Pahlen, „ich weiß nur, daß ihm nicht so zu Muth ist, um zu tanzen oder Andere tanzen zu sehen.“ „„Ihm ist das gleich,““ rief der Kaiser, „„er ist ein Römer!““

Einige Tage später wurden Pahlen dieselben Fragen wiederholt, und hinzugefügt, Graf Panin thäte gut sich in den Moskauer Senat überführen zu lassen. Pahlen, der für diesen Fall von Panin bevollmächtigt war, erwiderte, daß dieser sich noch glücklicher schätzen würde, wenn er seine Entlassung erhalten könnte. „Sofort!“ erwiderte der Kaiser. „Aber,“ fuhr Pahlen fort, „wird es ihm gestattet werden noch drei bis vier Monate hier zu verweilen, um die bevorstehende Niederkunft seiner Frau abzuwarten?“ „„Darüber ist kein Wort zu verlieren,““ erwiderte der Kaiser, „„kein Wort zu verlieren.““ Sofort wurde ein Ukas erlassen: „Senator Graf Panin ist des Dienstes entlassen.“

Doch vergingen kaum drei Tage, als schon dem Grafen Panin durch die Polizei der Befehl zuging, sofort Petersburg zu verlassen und sich nach Dugino zu begeben, das Gut welches die verstorbene Kaiserin seinem Onkel für die Erziehung des jetzigen Kaisers geschenkt hatte.

Dieser Mann so stolz und muthig, der, so lange das Unglück ihn allein betraf, nur immer standhafter wurde und den Verfolgungen nicht dazu bringen konnten sich zu beugen, brach fast zusammen unter dem

Kummer, als er sah, daß seine geliebten Kinder und seine vergötterte Frau die ganze Härte des Exils mit ihm tragen sollten, in einem verfallenen Schlosse und ohne jede Hilfe im Falle der Krankheit und anderer Unglücksfälle. Diese Probe bestand er nicht und trotz seines Widerwillens gegen ein Gesuch um Gnade, wo er Anspruch auf Belohnung hatte, schrieb er im Augenblick seiner Abreise einen Brief an die Fürstin Gagarin, in dem er sie anflehte, Sr. Majestät die schreckliche Lage vorzustellen, in der er sich befände, da er gezwungen sei mit kranken Kindern und seiner Frau im 7. Monate der Schwangerschaft, sich auf ein Gut zu begeben, wo er kaum genügende Unterkunft finde und dadurch vielleicht Ursache des Todes seiner Lieben werde; daß er seine Majestät ansehe ihm zu gestatten, sich nach Moskau oder in dessen Nähe zu begeben.

Dieser Brief war anfangs ohne Erfolg. Der Kaiser wollte überhaupt vom Grafen Panin nicht reden hören. Schließlich entriß die Beharrlichkeit, die Bitten und die Thränen der Fürstin die Erlaubniß für den Grafen in der Nähe Moskaus leben zu dürfen. In Petrowskoje Kasumowskoje haben sie sich niedergelassen in der Hoffnung daselbst ruhig leben zu können. Doch dem sollte nicht so sein.

Bei der Abreise des Grafen Panin wurde befohlen, alle Briefe des Grafen aufzufangen. Natürlich unterblieb jede Correspondenz, nur an seine Schwester glaubte Panin schreiben zu können und dieser Brief hat neue Verfolgungen hervorgerufen.

Ich habe diesen unglückseligen Brief gelesen; er erwähnt darin seiner Tante, der verwitweten Gräfin Czernyschow und der Wohlthaten, die sie ihm erwiesen. Diesen Ausdruck hat man interpretirt, aber wie? Sie werden vergeblich rathen Herr Graf! Die Tante bedeutet im neuen Lexicon — den Kaiser, die Wohlthaten — Verfolgungen. Kaum war diese Interpretation erfolgt, so erging der Befehl an den Marschall Soltykow, den Grafen Panin und seine Familie aus Petrowskoje zu entfernen und ihn im Gouvernement Moskau unter strenger Aufsicht zu behalten.

So ist er proscribirt, umherirrend, ohne zu wissen wie und wo er bleibt, ob er zwei Nächte in demselben Hause zubringen darf. Ein solcher Zustand könnte einen Einzelnen niederdrücken, aber nun mit Kindern und seiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegensehen. Ich weiß nicht wie er das Alles ertragen wird. Seit jenem Unwetter habe ich keine Nachrichten von ihm.

Zum Schluß meiner peinlichen Schilderung, kann ich Ew. Excellenz nur bitten die Unebenheiten meines Stiles und die wirre Darstellung zu entschuldigen. Niedergedrückt durch den Verlust des einzigen Mannes, der mich an den Dienst fesselte, habe ich die Fähigkeit zu denken noch nicht wiedererlangt.

Mögen Sie, Herr Graf, im Schooße Ihrer liebenswürdigen Familie jenes Glück genießen, das solchen Gemüthern wie dem Ihren bestimmt ist. Mögen Sie noch lange sich dessen erfreuen, vor Allem aber stets ferne von unserm stürmischen Klima.“

Bald nach seiner Ankunft wurde Graf Panin in Petrowskoje von einem Beamten des Auswärtigen Collegiums Briflonski besucht, der einen ganzen Tag bei ihm verbrachte und einen Brief an Murawiew Apostol schrieb, in dem er von seinem Besuch bei „unserem Cincinnatus“ berichtete. Der Brief war P. unterzeichnet. Dieser Brief wurde dem erwähnten Befehl zu Folge aufgefangen; da das P. von Panins Hand schien, so benutzte Kostoptschin diesen Brief um Panin völlig zu verderben. Obwohl im Briefe vom „Grafen“ und von der in Umständen sich befindenden „Gräfin“ die Rede war, behauptete er, der Brief sei von Panin geschrieben, unter Cincinnatus sei der Fürst Nepnin zu verstehen, Panin sei also trotz des Verbotes in Moskau gewesen.

So plump die Intrigue war, sie fand doch Glauben. Der Kaiser erzürnt, daß Panin trotz des Verbotes nach Moskau gegangen sei und sein Befehl so schlecht erfüllt werde, befahl Panin noch weiter von Moskau zu entfernen und unter strenger Aufsicht zu halten.

Der Befehl Petrowskoje zu verlassen traf Panin wie ein Donner Schlag. Er siedelte auf ein Gut des Grafen W. Orlow über, hier wurde Alles zum Empfange seiner Frau und Kinder eingerichtet, als er durch einen Feldjäger nach Moskau gerufen wurde, um sich zu rechtfertigen: er mußte jene unschuldigen Briefe aus denen man ihm ein Verbrechen gemacht hatte eingehend erläutern und den Widerspruch der Anklage im Einzelnen nachweisen. Dann kehrte er auf das Gut zurück.

Unterdeß war aber in Petersburg noch ein Anderer thätig gewesen. Als jener Briflonski erfuhr was sein Brief angerichtet habe, gerieth er außer sich; es gelang ihm zum Kaiser Zutritt zu erlangen, er warf sich ihm zu Füßen, bekannte sich als Verfasser jenes Briefes, erklärte den Inhalt und wies auf die Unmöglichkeit hin, den Brief so auszulegen, wie das geschehen sei.



Der Kaiser, wird berichtet, war gerührt durch den ritterlichen Muth Briklonskis und empört über die offenbare Täuschung von Seiten Kostoptschins; auch Kutaischow mit dem sich dieser überworfen, habe zum Sturz Kostoptschins mitgewirkt. Letzterer freilich stellt die Sache anders dar, er schrieb an S. Woronzow am 17. Febr. 1801: „Ich habe mich entschlossen, Se. Majestät um meine Entlassung zu bitten. Ich bin nicht länger im Stande gegen die Ränke und Verläumdungen anzukämpfen und in der Gesellschaft von Schelmen zu bleiben, denen ich nicht genehm bin, und die, weil ich unbestechlich bin, mit Recht mich im Verdacht haben, daß ich ihren Zwecken entgegenarbeite. Man gestatte mir mit meinem Weibe in Woronowo zu leben — darauf beschränkt sich jetzt mein Streben. Ihre Bemerkung über die Verbannung des Grafen Panin ist ganz gerecht. Das ist ein wahrer Dämon der Intrigue und ein echter Sohn Machiavells. Sogar verbannt setzt er seine Thätigkeit fort und wird zweifellos Erfolg haben. Es hat sich eine Gesellschaft der großen Intriquanten gebildet:<sup>1)</sup> Lopuchin, Kurakin, Graf Andrei (Rasumowski) und an der Spitze des Ganzen Pahlen, die vor Allem meine Aemter unter sich vertheilen wollen, wie Christi Rock, und großen Vortheil erwerben, indem sie die englische Sache in Schick bringen. Sie sehen in mir das Hinderniß, während ich nur den Willen meines Herrn ausführte, der keine Ausnahme duldet, und ich verhehle nicht, wenn wir wie bisher fortführen, so würden wir die Freiheit des Handels sicher stellen und großen Vortheil erreichen. Freilich darf man dabei nicht an eigenen Vortheil denken, wie unsere Herren das thun, sowohl die verabschiedeten als auch im Amte befindlichen, und nicht das jetzige Frankreich vom Standpunkt eines Emigranten betrachten.“

Wie sehr Kostoptschin bestrebt war Panin in der Meinung Woronzows herunter zu setzen, sieht man aus folgendem Briefe vom 30. Juni 1801, der für aufmerksame Leser keines Commentars bedarf.

„Der Graf Panin ließ mich einen Brief von Ihnen lesen, in dem Sie ihn seinen theuren Freund nennen. Von diesem Tage an, habe ich, ohne Sie weiter mit meinen Briefen belästigen zu wollen, mich darauf beschränkt, Ihnen in meinem Herzen ergeben zu sein und hier das Gefühl der Verehrung für Sie, das meine Seele erfüllt, zu nähren. Ich fasse

<sup>1)</sup> Die Details dieser Sache bei Rogebue, *Refutation des Memoires secrets sur la Russie*. Paris 1802. p. 25—26 und bei Brückner, *Матеріалы и т. д.* V. S. 625, bieten viel Interessantes, ebenda sind die incriminirten Briefe abgedruckt.

es nicht, wie der Graf Woronzow, ein so achtbares Wesen, den schmeichelhafsten Titel seines Freundes, so verworfenen Persönlichkeiten wie dem Grafen Panin geben kann. Wodurch hat er Ihre Achtung verdienen können! Durch seine Gaben? Er hat sie nur zu niedriger Intrigue und zur Erreichung persönlicher Zwecke verwandt, um die Verhandlungen in Berlin scheitern zu machen, blos weil sein Onkel, der Strohkopf Fürst Nepnin, damit betraut war, die mit Frankreich zum Abbrechen zu treiben, während man sie in die Länge ziehen konnte, Alles weil er (trotz seines Geistes) die französische Revolution wie ein französischer Emigrant beurtheilte, Vicekanzler geworden hat er sich damit beschäftigt, eine neue Coalition zu Stande zu bringen, deren Resultat für Rußland nur der fruchtlose Verlust tausender tapferer Männer sein konnte: dem unersättlichen Hause von Oesterreich vielleicht eine Vergrößerung, dem Despotismus des hochmüthigen England eine unangreifbare Stellung verschafft hätte. Ich will gar nicht reden von dem Verhalten des Grafen Panin seit dem Verlust seiner Stellung: es ist derart, daß er nach Gerechtigkeit das Schaffott verdient, die Verachtung der ehrlichen Leute und die Bewunderung der Lumpen. Er und Seinesgleichen haben mir die Ehre erwiesen mich für den Einen zu halten, der entfernt werden müsse. Sie haben es erreicht, indem sie sich des dummen Grafen Kutaisow und dessen Maitresse bedienten . . . Die Verläumdung hat mich nicht geschont, ich soll mich den Franzosen verkauft, von Bonaparte eine goldene Schaal erhalten, und Briefe zum Schaden Panins geschmiedet haben. Die Zeit wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Am 20. Febr. 1801 wurde Kostoptschin seiner Aemter entlassen.

Am 22. Febr. 1801 schrieb Dr. Hodgerson an den Grafen Woronzow:

„Man hat vom Grafen Kostoptschin mehr erwartet als er leisten konnte; man hat ihm sogar zum Theil die Aenderung des politischen Systems zugeschrieben. Das ist unbegründet; er hatte weder Plan noch System, sondern führte einfach die Befehle seines Herrn aus. Hierin war er vielleicht Egoist und weniger Patriot als Sie und ich. Aber das ist Thatsache und ich habe ihn wiederholt es bestätigen hören. Sie sehen also, daß er nicht wegen seines politischen Systems entlassen worden ist. Die Wahrheit ist, daß es von einem einzigen Mann abhing und dieser einzige hat sich ihm gegenüber verändert: er hatte sich einige Sarcasmen gegen dessen Geliebte erlaubt, die ihr berichtet wurden. Ich brauche wohl nichts

mehr hinzuzufügen. Ich habe Ihnen den wahren Grund der Entlassung des Grafen Kostoptschin geschrieben, der Vorwand war, er habe gewisse Briefe fabricirt, daß ist nicht richtig: die Briefe waren unverfänglich, aber zwei derselben waren von Herrn Priflonski ohne Unterschrift und wurden von der Moskauer Post, wo man sie copirte, dem Grafen Panin zugeschrieben.“

Also: die dienstfertige Moskauer Post berichtete und Kostoptschin unterlegte den Bericht, offenbar sehr erfreut, ein solches Mittel gefunden zu haben um Panin zu schaden, ohne zu untersuchen, ob der Bericht begründet und die Anklage haltbar sei. So bot er selbst den äußeren Anlaß zu seinem Sturz, es wirkten aber noch andere Umstände mit, wie aus Hodgersons Brief ersichtlich ist.<sup>1)</sup>

Am 16. Febr. erging der Allerhöchste Befehl, daß es dem Grafen Panin gestattet sei, zu wohnen wo er wolle, auch in beiden Residenzen. Zunächst konnte er in Folge des Zustandes seiner Frau nur so weit von der Erlaubniß Gebrauch machen, daß er nach Moskau zurückkehrte.

Sehr bald schien sein Schicksal eine andere Wendung zu nehmen — doch war es nur auf kurze Zeit.

Am 12. März war Kaiser Paul nicht mehr unter den Lebenden.

Graf Panin war als Vicekanzler dem damaligen Thronerben näher getreten und hatte durch seine großen Fähigkeiten dessen Vertrauen erworben, besondern Eindruck hatte ein ernstes Gespräch über die Pflichten des Thronfolgers im Interesse des Staates gemacht.

Dieses Gespräch hatte im Herbst 1800 stattgefunden, in Folge von Verhandlungen zwischen den Grafen Pahlen und Panin über die Nothwendigkeit und die Bedingungen einer Regentschaft, worüber es in Rußland an einem Gesetze völlig mangelte.

Gleich nach seiner Thronbesteigung, noch am 13. März ließ Kaiser Alexander dem Grafen Panin schreiben, er möge sofort nach Petersburg kommen.

In der Nacht auf den 21. März traf Panin in Petersburg ein; über die Erlebnisse der nächsten Tage liegt ein ausführlicher Bericht in einem Briefe an seine Frau vor, den wir folgen lassen.

St. Petersburg, den 22. März 1801.

„Der Schein ist gegen mich, als ob ich Dich, meine zärtliche Freundin, vernachlässige und doch habe ich mir nichts vorzuwerfen, aber selbst wenn

<sup>1)</sup> Das Detail bietet manches Interessante, vgl. Brückners *Матеріалы* V. S. 625 ff.

Dein Herz nicht zu meinen Gunsten spräche, würde die einfache Darlegung meiner Erlebnisse meine Unschuld darthun, und Dir beweisen, daß ich unmöglich früher schreiben konnte.

In der Nacht von Mittwoch (20.) auf Donnerstag (21.) angelangt, fand ich meine Schwester (Tutolmin) schon schlafend; nach langer Berathung mit Prisklonski, wurde beschlossen, sie wecken zu lassen. Ich schreibe nichts von der Freude des Wiedersehens, noch von der Begier, mit der ich so viel erregende Einzelheiten des Tagesereignisses verschlang. Unsere Unterhaltung zog sich bis 5 Uhr Morgens hin, dann ging ich auf mein Zimmer in der Beletage, die meine Schwester mir eingeräumt hat, um mich einen Augenblick aufs Bett zu werfen, jedoch trotz meiner Ermüdung ohne schlafen zu wollen, denn ich mußte zum Lever des Kaisers erscheinen. Um 7 Uhr war ich schon in Seinem Vorzimmer. Se. Majestät war schon lange angekleidet, aber da Sie mit Ihren Secretairen arbeitete, mußte ich fast eine Stunde warten. Beim Eintritt in sein Cabinet warf ich mich zu Seinen Füßen, um ihm die Hand zu küssen, aber der Kaiser hob mich auf und umarmte mich mit einer Güte, für die ich keinen Ausdruck finde. Er begann sofort eine intime Unterredung über Seine eigene Stellung. Ich kann sie hier nicht wiedergeben und muß mich begnügen Dir zu sagen, daß sie lange dauerte, immer in demselben Ton vollsten Vertrauens; darauf ging S. K. M. auf die Politik über und ich hatte das Glück aus Allem, was Sie mir sagten, das unbegrenzteste Vertrauen zu mir zu erkennen; so sehr, daß Sie geruht hatten jede Entscheidung bis zu meiner Ankunft auszusetzen, indem Sie Ihren Ministern erklärten, Sie wollten nichts thun, bevor Sie mich gehört hätten. Zum Schluß der Unterredung, sagte der Kaiser mir, Er habe mich kommen lassen, um mir die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übergeben, Er ging in Seiner Herablassung und Güte so weit, sich zu entschuldigen, daß er den Fürsten Kurakin und den Grafen Pahlen auf ihren Plätzen belasse und mich fragte, ob ich mit ihnen zusammen dienen wolle, mit der allerformellsten Versicherung, daß ich allein die Angelegenheiten leiten werde und bot mir den Titel eines Vicekanzlers an; da jedoch aus Rücksicht auf den Fürsten Kurakin dieser Titel ihm verbleiben sollte, so schien diese Concurrency Se. Majestät in Verlegenheit zu setzen. Konnte ich auf eine so großherzige Zartheit anders als durch ein Opfer antworten, das ein Pfand meiner Uneigennützigkeit wäre? Ich erklärte dem Kaiser sofort, daß ich auf den Titel des Vicekanzlers verzichte,

indem ich hinzufügte: Seine Achtung und Sein Vertrauen seien die einzigen Gegenstände meines Ehrgeizes, daß ich in Seinem Dienste keine Rivalität kenne, daß mir jeder Titel recht sein werde und Se. Majestät meines Gehorsams und meiner grenzenlosen Ergebenheit versichert sein könne. Die Art, wie der Kaiser sich hierauf äußerte, gab mir die Befriedigung, daß mein Verhalten Seinen erhabenen Beifall habe; dazu finde ich mich belohnt durch die Wirkung, die es auf den Fürsten Kurakin geübt hat. Die ausschließliche Führung seines Titels schmeichelt ihm unendlich und läßt keinen Raum dem Bedauern, daß er sich auf eine vollständige Nichtigkeit beschränkt sieht. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Vom Hofe ging ich zu ihm, er empfing mich wie einen Bruder, obwohl er noch nichts von meiner Rücksichtnahme gegen ihn wußte. Denke Dir mein Erstaunen, theuere Freundin, als er mir ein Testament des verstorbenen Kaisers zu lesen gab, errichtet im Jahre 1788,<sup>1)</sup> durch welches unter Anderem, dem Chef meines Hauses (also mir) eine Diamantfeder am Hüte zu tragen und Sein Portrait vermacht und zugleich Seinem Erben die Verpflichtung auferlegt ist, durch seine Wohlthaten gegen mich Seine Verpflichtung, die Schulden meines Onkels zu bezahlen, einzulösen. Der junge Kaiser hat heute Abend von diesem Testament Kenntniß genommen und erklärt, daß er die Absichten Seines Vaters mit der gewissenhaftesten Genauigkeit ausführen werde.

Nach meinem Besuche bei Kurakin ging ich nach Hause, wo ich fast alle meine Verwandten und Freunde vorfand. Baron Armsfelt war darunter und schien sehr zufrieden mich wiederzusehen; Fürst Kurakin kam bald darauf und speiste bei mir. Nach Mittag erwiederte ich den Besuch des Grafen Bahlen, der mir zuvor gekommen war. Wir sollten zusammen zum Kaiser gehen, allein eine unerwartete Conferenz mit dem schwedischen Botschafter änderte unseren Entschluß. Ich ging dann zu Hofe, wohin die Kaiserin Mutter mich hatte rufen lassen und mich ein paar Stunden zurückhielt in Gegenwart des Fürsten Kurakin. Wenn ich Alles berichten könnte, was sie mir gesagt hat, so würde dieses Papier von Deinen Freudenthränen benetzt werden. Es ist unmöglich sie zu hören, ohne bis auf den Grund der Seele gerührt zu werden. Als ich sie verließ, ging ich zum großen Hof und begegnete zufällig Ihren kaiserlichen Majestäten, die sich zum Gebet begaben, so wurde ich der jungen Kaiserin vorgestellt

1) Damals lebte Panin's Vater noch.

in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten erwartete. Sie ist schöner geworden und ihr Verhalten hat sich ganz und gar geändert. Ein Ton der Unbefangenheit mit Würde gepaart hat jene außergewöhnliche Verlegenheit ersetzt, welche sie früher daran hinderte, die Fähigkeiten zur Repräsentation, die sie besitzt, zur Geltung zu bringen. Sie hat sich in der liebenswürdigsten Weise nach Dir erkundigt. Ich blieb noch einige Zeit am Hofe und kehrte zum Abendessen nach Hause zurück. Du wirst begreifen, mein theueres Herz, daß ich der Ruhe bedurfte und unmöglich schreiben konnte. Seit unserer Trennung bis zur letzten Nacht, habe ich im Ganzen 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden geschlafen. Es war in Simogorje, wo ein entsetzlicher Orkan mich zwang, zur Fortsetzung der Reise den Anbruch des Tages zu erwarten. Ich nehme meinen Bericht wieder auf. Diesen Morgen mußte ich vor 7 Uhr aufstehen, weil ich bald darauf mich zum Kaiser begeben sollte. Die Arbeit der Minister, die vor mir im Cabinet waren, dauerte so lange, daß ich erst um 9 Uhr eingeführt wurde. Der Kaiser behandelte mich mit derselben Güte wie gestern und geruhte mir völlig die Leitung des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Ich habe den Vortrag mit der Befugniß, jedes Mal, wo ich meine Anwesenheit für überflüssig halte, Engel zu senden. Ich ausschließlich habe die Verhandlungen mit dem diplomatischen Corps. Endlich die Ausfertigung alles dessen was schriftlich gegeben wird, ist auch mein Theil. Für den Anfang übertrugen S. K. M. mir eine Arbeit, die so viel Fleiß erfordert, daß ich schon am Werk sein sollte und man mir einen Vorwurf daraus machen könnte, einen so langen Brief zu dictiren. Nimm mir also, herzige Freundin, den Laconismus der folgenden Briefe nicht übel, ich würde schlecht Deine Wünsche erfüllen, wenn ich meine Gesundheit durch Nachtwachen schädigte, um Dir einige Zeilen mehr von meiner Hand zu senden. In der ersten Zeit werde ich kaum eine halbe Stunde am Tage für mich haben. Aber die Arbeitslast wird sich vermindern, wenn wir nur erst dazu gekommen sind, einige Ordnung geschaffen zu haben.

Morgen findet die feierliche Ueberführung der Leiche des Verstorbenen in die Festungs-Kirche statt. Ich sollte dem Conduct zu Fuß vorausgehen und auf einem Kissen die große Kaiserliche Krone tragen. Der Weg ist 8 Werst lang, weil man zwei Brücken passiren muß und einen großen Umweg machen. Du kannst Dir denken, was ich bei dieser Kälte im einfachen Hoffleide gelitten hätte. Glücklicher Weise hat Se. Majestät mich davon befreit, so daß ich im warmen Zimmer sitzen werde mit der

Feder in der Hand, während mein Stellvertreter glücklich sein wird, die Krone tragen zu können.

Der Rest dieses Tages ist für mich nicht weniger ermüdend gewesen, ich übergehe die Einzelheiten, da ich bereits am dritten Bogen bin.

Fürst Dolgoruki und Tutolmin sind diesen Morgen angelangt und haben mir Deine Briefe gebracht. Ich habe mit Ueberraschung, aber zugleich mit Befriedigung ersehen, daß Du noch nicht entbunden bist, denn wenn das Ende Deiner Schwangerschaft gleich auf meine Abreise gefolgt wäre, so hätte ich mich nicht der Befürchtung ent schlagen können, daß der Kummer es beschleunigt hätte. Jetzt erwarte ich Brentschinow ohne Unruhe, nur mit Ungeduld.

Was wir für Deinen Onkel erwünschten,<sup>1)</sup> ist erreicht, wie Du aus beiliegendem Brief an Papa ersehen wirst, Du wirst das Vergnügen haben Deinen Onkel früher als mich zu sehen.

Bisher sind alle Bemühungen meiner Freunde, für mich eine Wohnung zu finden, vergebens gewesen, in der ersten freien Stunde will ich das Haus Maryschkin an der Moika besuchen, man empfiehlt es. Wirst Du nicht durch die Entfernung erschreckt sein?

Ich habe vielleicht manches Wichtige vergessen, verzeihe es mir: mein Kopf ist ein Chaos.

Ich umarme Dich und drücke Dich an mein Herz, auch Sophie, Adele, Alexander und den Neugeborenen.<sup>2)</sup> Adieu mein schöner Engel. Verzeihe mir die Verspätung dieses Briefes, ich versichere Dich noch einmal, daß es nicht meine Schuld ist. Tausend Grüße an alle die Deinen."

Einige Tage später:

„Der Kaiser hat sich eingehend nach Dir erkundigt. Die Kaiserin ist unwohl, ich werde heute oder morgen meine Aufwartung machen. Ich arbeite alle Tage mit dem Kaiser in seinem Cabinet, bald morgens früh, bald abends, oft mehrmals am Tage . . . Wenn ich Dir von den Tugenden unseres neuen Herren erzählen sollte und von den Gefühlen die er jedem einflößt, der in seine Nähe kommt, so hätte das kein Ende. Er hat das Herz und die Seele Katharina II. und in jeder Stunde des Tages erfüllt er das Versprechen seines Manifestes.

Ich drücke Dich an mein Herz theuere Sophie, ebenso wie die Kinder. Gott wacht über die Tugend und Unschuld, denn er hat unser Vaterland

1) Die Erlaubniß zur Rückkehr des Grafen Alexei Orlov.

2) Graf Viktor wurde übrigens erst am 28. März geboren.

gerettet. Ich rechne auf seine Güte für Dich und erwarte Deine Niederkunft ohne Unruhe. Tausend Grüße für alle die Deinen.“

Ueber die in dem ersten Briefe erwähnte Audienz Panins bei der Kaiserin Mutter und seine Beziehungen zu ihr, besitzen wir folgenden Bericht eines Zeitgenossen:

„L'empereur. Alexandre, en montant sur le trône, fit appeler Panin à St.-Pétersbourg et le nomma vice-chancelier (21 mars 1801). Le jour même il fut question de cette nomination devant l'Impératrice-Mère; elle se récria contre un pareil choix et demanda à l'empereur, s'il y avait suffisamment réfléchi; Alexandre répondit qu'il venait déjà de signer l'oukase de sa nomination. Lorsque Panin se présenta en sa nouvelle qualité à l'Impératrice-Mère, elle ne voulut pas lui donner sa main à baiser avant qu'il ne lui eût dit sur son honneur, s'il avait, oui ou non, pris part à la fatale catastrophe. Panin répondit: „„Madame, je ne puis dire qu'une chose à V. M., c'est qu'en ce moment je ne me trouvais même pas à Pétersbourg.““

In diesem Gespräch haben wir offenbar den Grund der späteren unveröhnlichen Feindschaft der Kaiserin Mutter zu suchen. Panins Antwort war sehr gewandt und sehr diplomatisch, aber sie war nicht ganz offen.

Zunächst waren Panins Beziehungen zur Kaiserin Mutter die denkbar günstigsten, sie beehrte ihn mit ihrem vollen Vertrauen und wandte sich mit Vorliebe an ihn. Es liegt eine Reihe Handschreiben an ihn vor, vom 13. April bis zum 10. Sept. 1801, sämmtlich in sehr vertraulichem Tone gehalten.

Panins Thätigkeit als Minister des Auswärtigen dauerte 6 Monate, bis zum 30. Sept. Mit welcher Energie er arbeitete, wie umfassend seine Thätigkeit, davon legen seine Depeschen und Denkschriften ein beredtes Zeugniß ab. Es war die angestrengteste Arbeitszeit seines Lebens.

Obwohl an der Spitze des Ministeriums ein Collegium stand, so arbeitete er doch allein mit dem Kaiser oft stundenlang. Anfangs in voller Uebereinstimmung, denn der Kaiser billigte was er vorschlug; sehr bald änderte sich das, er merkte wie das Vertrauen des Kaisers sich verminderte, sein Einfluß schwand und durch den anderer Personen aus der Umgebung des Kaisers ersetzt wurde. Der Kaiser verhandelte wohl auch direct mit Gesandten, z. B. Düroc, ohne daß Panin etwas davon erfuhr. Panin handelte stets consequent nach einem festen Plan: sein Ziel war Niederwerfung der Revolution. Kaiser Alexander schwankte oft und ließ sich



gern scheinbar beeinflussen, um das zu thun, was er im Stillen eigentlich selbst wollte. Sowie Panin solche Differenzen merkte, wandte er sich offen an den Kaiser. Dann erhielt er eine beruhigende Antwort, es schien Alles ausgeglichen — aber es schien nur so, im Geheimen arbeitete das Mißtrauen weiter. Im Sommer 1801 wurde Graf Pahlen, auf das entschiedene Verlangen der verwitweten Kaiserin, vom Hofe entfernt.

Als versteckter Gegner Panins zeigte sich Graf S. Woronzow. Die beiden Staatsmänner, die sich nie gesehen haben, führten eine ausgedehnte und sehr intime Correspondenz, auch mit der Gräfin Panin hat Woronzow correspondirt. Sein Sohn, der zum ersten Mal nach Rußland kam, wurde im Paninschen Hause aufs Herzlichste empfangen. Die ersten Meinungsverschiedenheiten in politischen Fragen zwischen beiden Staatsmännern traten um diese Zeit hervor. Woronzow, unzufrieden mit verschiedenen Maßregeln der neuen Regierung, machte Panin darüber Vorwürfe in den schärfsten Ausdrücken, indem er ihm die Schuld an den gemachten Fehlern zuschob.

Panin antwortete völlig offen, er schilderte in geheimen, mit sympathetischer Tinte geschriebenen Briefen seine schwierige Lage, charakterisirte die Schwächen und Eigenheiten des Kaisers. Woronzow schickte Copien dieser Briefe nach Petersburg und schrieb in den heftigsten Ausdrücken gegen Panin an Andere, während er fortfuhr scheinbar offen und vertraulich mit Panin zu correspondiren, um ihm weitere Ausdrücke der Unzufriedenheit zu entlocken. Panin hatte lange Zeit keine Ahnung von diesem Verfahren und daß Woronzow voll Haß gegen ihn arbeite. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene intimen Aeußerungen über den Kaiser diesem mitgetheilt wurden und natürlich tief verletzen mußten. Selbst Woronzows Freunde tabelten sein Verfahren. Die Thatsachen haben bewiesen, daß Woronzow in seinen Vorwürfen Unrecht hatte. Er warf Panin vor, in Preußens Interesse zu handeln und in Berlin freute man sich über Panins Rücktritt, — England gegenüber feindlich zu sein und die englischen Staatsmänner bedauerten Panins Rücktritt; — ein Freund Frankreichs zu sein und ohne Wissen des Kaisers einen Frankreich günstigen Artikel in die Convention eingeschoben zu haben und die ganze Convention war gegen Panins Ansicht vom Kaiser befohlen.

Selbst Woronzows Bruder, der kein Freund Panins war, warf jenem vor, er übertreibe, ebenso Kotschubei, Tschitschagow. S.

Woronzow hörte auf nichts, auch nach Panins Sturz fuhr er fort ihn zu schmähen.

Wie würdig war dagegen Panins Verhalten. Als er erfuhr, wie seine Offenheit mißbraucht worden war und sich überzeugte, daß keine Erklärung angenommen worden, brach er einfach die Correspondenz ab, nie hat er sich hergegeben, auf Schmähungen zu antworten. Er schwieg und überließ das Urtheil der Geschichte.

Panin fuhr fort gegen die Annäherung an Frankreich zu arbeiten, während Kaiser Alexander eine Annäherung wünschte; so ward die Entfremdung zwischen beiden immer größer.

Panin sprach sich energisch dagegen aus, daß der Kaiser Saharpe zu sich einlade, auch das verletzete den Kaiser.

Ende August oder Anfang September erhielt Panin einen Brief von seinem Freunde Murawiew, der ihn warnte.

Wien, den 23. August 1801.

Privatim und sehr geheim.

Nehmen Sie sich in Acht, theurer Graf, man schmiedet Ränke gegen Sie, man intriguirt, ich bin dessen sicher. Die Fäden der Intrigue sind mir freilich unbekannt, aber ich weiß es sicher, daß Sie Feinde haben, die darauf brennen Ihnen zu schaden, die nicht die geringste Gelegenheit vorüber gehen lassen werden, Ihr Ansehen bei dem Herrn zu untergraben.

Wie können Sie das in Wien wissen? werden Sie sagen. Ich antworte, man beobachtet oft besser aus der Ferne als in der Nähe.

Vor Allem die Erbprinzessin von Baden<sup>1)</sup> gehört nicht zu Ihren Freunden, ich weiß freilich nicht warum: Als sie von Karlsruhe abreiste, war sie sehr gegen Sie eingenommen und ganz vernarrt in Kasumowski, dessen Schwester, die Gräfin Apraxin, längere Zeit vor deren Abreise nach Rußland bei ihr war und sich viel von dieser Reise, durch den Einfluß, den die Schwiegermutter auf den Schwiegersohn haben werde, verspricht. Folgendermaßen bin ich zur Kenntniß dieser Umstände gelangt.

Nach dem Tode Paul I. meinte die Königin von Neapel, es werde ihr Nutzen bringen, wenn die Erbprinzessin von Baden, um deren Reise nach Rußland sie wußte, sich für sie und ihre Angelegenheiten interessire,

<sup>1)</sup> Die Mutter der regierenden Kaiserin Elisabeth.

da sie voraussetzte, sie könne nicht ganz ohne Einfluß sein. Sie sandte am 25. Mai den Grafen Erbach, dessen Einfluß auf die Erbprinzeßin sie kannte, nach Karlsruhe. Der Graf, der durch frühere Wohlthaten der Königin verbunden ist, erhielt Befehl, seine Briefe an d'Antraigues zu richten. In Karlsruhe angelangt, fand er sie in bester Stimmung für Rußland und sehr befreundet mit der Gräfin Apraxin. Bei ihrer Abreise nach Rußland kehrte er nach München zurück und schrieb am 7. August mit sicherer Gelegenheit an d'Antraigues einen langen Brief, den dieser mir zeigte, bevor er ihn der Königin übersandte. Erbach schrieb: „Die Prinzeßin ist ganz eingenommen für Kasumowski, d. h. sie gehört zur Partei, welche ihn zu fördern sucht, ebenso geschickt wie klug geht sie jetzt nach Petersburg, entschlossen, das Unmögliche zu thun, um Panin, den Preußen, gegen den sie verschnupft ist, aber den sie fürchtet, zu beseitigen. Sie verabscheut Preußen und ist ganz österreichisch. Gewandt, zu allen Mitteln bereit, wird sie sich nichts vergebem und Alles thun um durchzudringen. Das Wesentliche ist, daß die Königin es wisse und das Resultat voraussehe, um sich danach zu richten. Ich kann ihr nicht schreiben so lange sie in Rußland ist, das ist ein Versprechen, das sie ihren Freunden abgenommen hat: Sie sehen was für Vorsichtsmaßregeln sie ergreift.“

Da sie Sie nicht mit einem Schlage vernichten kann, wird sie Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten, intriguiren, sich mit denen verbinden, die sie Ihnen mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegenstellen kann. Hieraus läßt sich schließen, daß die Personen, vor denen Sie sich am meisten hüten müssen, sind: Kotschubey, der ihre Stelle haben will und Kasumowski, der glaubt, daß er seiner um so sicherer sein werde, wenn es ihm gelänge, Sie die Ihre verlieren zu lassen. Verlassen Sie sich darauf, was ich Ihnen sage. Ich kann freilich von hier aus weder den Umfang dieser Intrigue, noch die Macht, den Einfluß und die Mittel Ihrer Gegner beurtheilen; es ist endlich möglich, daß bei dem Engels-Charakter unseres Herrn sie machtlos ist. Wenn ich aber daran denke, daß Sie am Hofe leben, so erwacht meine Unruhe immer von Neuem. Ich weiß, daß Sie der Mann sind dem Sturme zu trohen und einem Gewitter Stand zu halten; aber sind Sie der Mann, niedrigen Intriguen zu begegnen und in das dunkle Labyrinth der Hofkabale einzudringen? Ich glaube es nicht. Stark durch ein reines Gewissen, ganz Ihrer Pflicht ergeben, treuer Unterthan, eifrig besorgt um das Wohl des Vaterlandes, werden Sie stets

erhobenen Hauptes direct auf das Ziel losgehen und die kleinen Mittel, ohne welche man nicht lange auf dem glatten Parquet des Hofes gehen kann, vernachlässigen oder vielmehr verachten.

Wären meine Befürchtungen und Beunruhigungen doch unbegründet! Hätten Sie doch vollen Grund sich über meine trübe Voraussicht aufzuhalten. In jedem Fall werden Sie es mir nicht übel nehmen, denn Sie kennen die Gefühle, die mich beseelen werden, so lange ein Lebenshauch in mir bleibt.

Halten Sie mich nicht für einen Schwarzseher, wenn Sie meine eigenhändige Depesche an den Kaiser lesen. Ich sehe schwarz, aber ich sehe so, weil die Sachen so sind. Von diesem Hofe ist nichts zu erwarten. Wenn Sie mich noch lange hier lassen, wird man mir den Hals brechen. Ich stehe hier als Zielscheibe für die Eifersucht und den Haß der Partei Rasumowski. Seine Frau jammert über die Verzögerung seiner Ankunft, sie beklagt sich offen über Sie und über mich, indem sie sagt, Sie seien ein Feind ihres Mannes und ich sei Ihre „verfluchte Seele“. Ich ärgere mich nicht über diese Bezeichnung, aber sie fügt hinzu, ich sei Ihr Geschöpf und das empört mich, denn ich bin Niemandes Geschöpf mit Ausnahme des Schöpfers. Alles dieses macht meine Lage unangenehm und traurig.

Um des Himmels willen belohnen Sie mich für meine Leiden, indem Sie mir eine Reise nach Italien gestatten. Ich rechne zu sehr auf Ihre Freundschaft, um mir nicht zu schmeicheln, daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen werden. Wenn ich unterdeß den Befehl bekomme, zurückzukehren, so werde ich trotzdem Ihre Antwort auf diese dringende Bitte hier abwarten.

Ich werde Ihnen Priflonski als Courier zurückschicken, zunächst weil er hier an Heimweh vergeht und dann weil ich meine Mittel zu Rathe halten muß, um besser zu sehen und zu hören. Theurerer, verehrungswürdiger Cincinnatus! verweigern Sie mir die Gnade nicht, die ich von Ihnen erbitte. Es ist die einzige dieser Art, um die ich Sie angehen werde. Sie sollen es wissen, wenn Sie sie mir nicht gewähren, werden Sie mir den brennendsten Kummer verursachen.

Adieu geliebter und verehrter Herr, vergessen Sie mich nicht und gewähren Sie mir einen kleinen Urlaub um Italien zu sehen. Sie werden dadurch mich auf den Gipfel der Freude erheben, der Ihnen mit Leib und Seele ergeben ist und nicht eher aufhören wird Sie zu lieben, als wenn er aufhört zu athmen.

Der Marchese di Formica, genannt Murawiew.

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Grafen Panin schreibt Dr. Rodgerfon dem Grafen S. Woronzow im Sommer 1801: „Graf Panin steht allein und isolirt, ich sehe ihn selten seit seiner Rückkehr, er ist stets in seinem Cabinet wo er arbeitet; er lebt auf der Datsche. Ich kannte den Grafen Panin seit meinem Aufenthalt in Berlin, habe ihn oft gesehn und mich bestrebt ihm nützlich zu sein. Nach seiner Rückkehr habe ich ihn selten gesehen. Ich suche ihn nicht auf und er ist so steif, so zurückhaltend und so beschäftigt mit seinen Gedanken in seinem Cabinet, daß er nicht hinausblickt um zu sehen was draußen vorgeht. Er ist mit Niemandem liirt und sein Benehmen ist nicht anziehend. Da er nirgends hingehet und da man zu ihm selten geht, mit Ausnahme der Erholungsstunden, in denen man ihn sehen kann, so kommt es, daß die, die keine unumgänglichen Geschäfte mit ihm haben, aufhören ihn zu besuchen. Trotzdem kann man ihm Talente und in seinem Vaterlande seltene Kenntnisse nicht absprechen. Ich wünschte anfangs Ihr Bruder und er wären mehr befreundet; aber ich glaube, daß die sehr natürliche Vorliebe Ihres Bruders für den Grafen Kotshubey dem Anderen Mißtrauen und Eifersucht eingeflößt hat. Ich glaube, er gilt sehr viel bei dem Herrn, aber nicht ausschließlich. Ihr Bruder wird in allen wichtigen Sachen befragt.“

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß sich um den Grafen Panin, nicht ohne seine Schuld, eine gewisse verhängnißvolle Leere gebildet hatte, ein Zeichen daß es ihm an Unterstützung bei Hofe fehlte.

Wir sahen oben, daß gegen den Grafen Panin beim Kaiser, eine tiefe Verstimmung eingetreten war: Alexander I. suchte einen gewandten Vollstrecker seines Willens, der dem Form und feste Gestalt gebe, was er wolle, der wo nöthig errathe wie er es meine; besonders für sein Gefühl mußte freier Raum bleiben. Ein Rathgeber der streng ein festes System befolgte, aus jedem Wort mit strenger Logik gleich alle Consequenzen zog, der sich seinem Willen nicht geschmeidig fügen wollte, sondern bei seiner eigenen Meinung starr verblieb und sie immer von Neuem zur Geltung zu bringen suchte, war ihm unbequem. Er selbst aber hatte Panin die ausschließliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Da gab denn Fürst Kurakin den nöthigen äußeren Anstoß, wohl kaum ohne Wissen des Kaisers. Die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten hatte dem Gesetze nach, ein Collegium — allein das Collegialprincip war nur der Form nicht dem Wesen nach in Rußland eingeführt worden — zu allen

Zeiten hatte entweder das älteste Glied des Collegiums oder ein außerhalb desselben stehender Staatsmann die Angelegenheiten geleitet. Nun hatte Panin es versäumt dem Fürsten Kurakin nicht gar zu sehr seine Wichtigkeit empfinden zu lassen. Kurakin war also, als er die veränderte Stellung Panins zum Kaiser merkte, sehr bereit von Panin zu verlangen (24. Sept.) daß er seine Stellung als Vicekanzler mehr berücksichtige. Wie offenbar vorausgesehen, ging Panin nicht darauf ein. Nun benachrichtigte ihn Kurakin als Vicekanzler am 28. Sept., daß Se. Majestät geruht haben, auf seinen Antrag, zu genehmigen, daß er als Vicekanzler bei Panins Vorträgen zugegen sein, die Gesandten empfangen und mit ihnen verhandeln solle, zugleich bestimmte er den Tag des Empfanges und lud Panin zur Theilnahme ein. Dadurch war Panin fast auf die Rolle eines vortragenden Rathes reducirt.

Panin, der sich zu sehr auf die Festigkeit seiner vom Kaiser einst selbst bestimmten Stellung verlassen hatte, obwohl sie im Gesetze keinen Grund hatte, war entrüstet über das Verfahren und brach mit Kurakin für immer. Zugleich reichte er ein Gesuch um Beurlaubung auf 3 Jahre ein (30. Sept.). Sein Gesuch wurde sofort angenommen und der Urlaub am selben Tage bewilligt, durch folgendes eingehändig geschriebene Rescript des Kaisers, Moskau, den 30. Sept. 1801.

„Ich habe, Herr Graf, ihren Brief erhalten. Ich werde nicht von dem Erstaunen reden, das er mir verursacht hat. Ich muß und will glauben, daß, da sie diesen Schritt gethan haben, sie ihn nach ihrem Gewissen thun mußten. Es bleibt mir nichts übrig als ihnen für die Mühe, die sie sich gegeben haben, zu danken und zu wünschen, daß ihre Gesundheit bald ihnen die Möglichkeit gebe, ihrem Vaterlande von neuem mit demselben Nutzen wie bisher zu dienen. Empfangen sie, ich bitte, die Versicherung meiner Achtung.“

Alexander.

Der Graf machte wohl sich oder Anderen eine Illusion vor, wenn er aus diesem Schreiben beweisen wollte, der Kaiser habe sein Ausscheiden aus dem Amte bedauert.

Als die verwittwete Kaiserin die Entlassung Panins erfuhr, machte sie ihrem Sohne die ernstesten Vorwürfe: bei solchem beständigen Wechsel werde er niemand an sich fesseln; Panin verdiene unter seinen Ministern ohne Widerrede das meiste Vertrauen, wegen seiner Fähigkeiten, wegen seiner Zuverlässigkeit, der Reinheit seines Charakters,

Der Kaiser erwiderte nichts, schrieb jedoch noch denselben Abend seiner Mutter ein Billet, in dem er mittheilte, daß Panin ihm zuerst von einer Regentschaft gesprochen habe und sandte ihr eine Copie jenes vertrauten Briefes von Panin an Woronzow mit den ungünstigen Urtheilen über ihn, den Kaiser. Von nun an war Panin in den Augen der verwittweten Kaiserin ein verlorener Mann, sie glaubte von ihm getäuscht zu sein, dazu kam die Verletzung ihres Stolzes auf ihren Sohn.

Panin, der keine Ahnung davon hatte, hoffte nach Ablauf seines Urlaubs einen Botschafterposten zu erlangen und meinte auf die Gunst des Kaisers rechnen zu können. Die hatte er vollständig eingebüßt, so sehr, daß als der Kaiser zufällig erfuhr, daß er gelegentlich seinen Kammerdiener als Courier mit Depeschen an den Grafen Markow nach Paris gesandt hatte, dieses fast als Hochverrath betrachtet wurde.

Obwohl er sich eingehend rechtfertigte, half ihm das nichts. Seine Gegner sprachen von ihm nur als von einem Staatsverbrecher und meinten, da Panin den Winter in Petersburg verbringen wollte, er wolle wohl wieder in's Amt kommen, ihm sei Alles zutrauen. Die Stimmung des Kaisers gegen ihn zeigt sich in dem Wort an den Grafen Kotschubey, der nur ungern die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte und den Kaiser um Verwendung in einer anderen Branche bat, „Werden sie mir nicht noch den Grafen Panin vorschlagen?“<sup>1)</sup>

Im Jahre 1802 unternahm Graf Panin zunächst eine Reise nach Finnland, wurde jedoch auf Befehl Gustav IV. ausgewiesen. Er kehrte zurück und beschwerte sich beim Kaiser über dieses Verfahren. Der Kaiser, der ihn zur Tafel einlud, sagte ihm: „Zedenfalls hat ihre Ausweisung mir das Vergnügen bereitet, sie bei mir zu sehen.“ Es war das letzte Mal, daß er den Kaiser sah. Seiner Beschwerde wurde keine Folge gegeben.

Als Panin bemerkte, daß er von Aufpassern umgeben war, verließ Petersburg und unternahm eine Reise in's Ausland. Bei seiner Rückkehr wurde ihm verboten an den Orten sich aufzuhalten, wo sich der Kaiser

1) Für das höchst interessante Detail, das hier nur gestreift werden konnte, verweisen wir auf Prof. Brückners *Матеріалы* in denen die Depeschen und Briefe im französischen Original veröffentlicht sind, besonders auf Cap. VIII, IX, X und XI des VI. Bandes.

befinde. Er bat um gerichtliche Untersuchung seines Verhaltens, die Bitte blieb unbeantwortet. Hierauf reichte er sein Gesuch um Entlassung aus dem Dienste ein, es wurde sofort bewilligt. Ueber 30 Jahre hat er als Verbannter unter polizeilicher Aufsicht auf seinen Gütern gelebt. Zwei Mal wurde ihm eine Reise in's Ausland aus Gesundheitsrücksichten gestattet. Im Jahre 1837 ist er gestorben.

J. Engelmann.





## Recht und Moral.

Ein Vortrag.

---

Hochverehrte Anwesende!

**I**n seinem „Laokoon“ hat Lessing die Grenzen zwischen Dichtkunst und Plastik dahin bestimmt, daß die erstere es mit der Bewegung, die letztere mit der ruhigen Schönheit als Gegenstand zu thun hat. Der Maler und Bildhauer kann keine Veränderung, keine sich fortsetzende Bewegung schildern, sonst geräth sein Kunstwerk, welches ja durch Jahrhunderte unverändert bleibt, mit seinem Object in beständigen Widerspruch. Der Dichter und mit ihm der Redner soll nicht das Starre, das Unveränderliche darstellen, sonst verliert er künstlerische Kraft und Wirkung, sonst wird er das Schrecklichste, was man ihm nachsagen kann — wenn es mit Recht geschieht — er wird langweilig.

Je lebhafter, je wärmer die Bewegung ist, welche der darzustellende Gegenstand darbietet, desto mehr steigt das Interesse des Hörers und Lesers an der Darstellung. Ist der vorgetragene Stoff nur überhaupt der Zuneigung werth, so wird die letztere sich immer mehr vergrößern, je wechselnder die Schicksale und die Entwicklung desselben werden. Die größte Bewegung, die spannendste Entwicklung wird aber da geboten, wo ein Kampf dargestellt wird, ein Kampf zwischen zwei Personen oder Mächten, von denen jede für sich liebenswerth oder verehrungswürdig durch den Reichthum ihrer Eigenschaften und Kräfte die Entscheidung und den dauernden Sieg zu Etwas Zweifelhaftem und Unberechenbarem macht. In einen solchen Kampf, in ein solches weltgeschichtliches Ringen zweier Mächte möchte ich Sie heute führen, ja ich kann sagen, in einen Krieg, welcher die ganze Weltgeschichte von einer neuen Seite beleuchtet und wohl erst mit seiner Bühne zusammenenden wird. Ich meine den Kampf zwischen dem Recht und der Moral.

Von allen Kriegen sind die Verwandtenkriege immer die blutigsten, die erschütterndsten, die dichterischsten gewesen. Es ist dies leicht erklärlich. Um Verwandte zum Kampf gegen einander zu treiben, bedarf es einer großen Leidenschaft, eines gewaltigen Antriebes, deren Fortdauer dann auch die Hestigkeit des Streits verbürgt. Andererseits vermag Niemand so häufigen, so intensiven Anlaß zum Streit zu bieten, als gerade Verwandte unter einander — sie wohnen bei einander, sie haben keine scharf gezogenen Grenzen, sie kennen einander und ihre Schwächen — also ist bei ihnen reicherer Anlaß zum Kampf und schärfere Mittel zu dessen Führung. Was für physische Personen gilt, gilt hier auch für abstracte Mächte. Gerade weil das Recht und die Moral dieselben Gegenstände behandeln, weil ihre Vorschriften oft die gleichen, öfter aber nur ähnliche und nicht gleiche sind, muß in der Handlungsweise der Menschheit, wie in der Brust des Einzelnen alle Augenblicke ein Conflict entstehen, über das, was Pflicht und Gebot von ihm erheischen. Was ist hier das Rechte?

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit der erschütternden inneren Aufregung, die in mir stattfand, als ich meinen Rechtsinn auf's Aeußerste steigerte, auf alle Verhältnisse mit Geschwistern und Kameraden anwandte, mit der größten Gerechtigkeit stets zu verfahren glaubte und dann auf einmal in mir das Bewußtsein davon aufdämmern fühlte, daß es noch andere Gebote gab, welche von mir verlangten, auf mein Recht zu verzichten, meinem unberechtigten Gegner zu weichen, die Feinde zu lieben und die Verfolger zu segnen. Es ist, als ob die Grundlage des ganzen bisherigen Denkens, die Sicherheit des Pflichtgefühls in's Wanken geräth, wenn man die Wahrheit des alten Spruches in sich fühlt: *summum jus est summa injuria*, d. h. das äußerste Recht ist das äußerste Unrecht.

Andererseits führt es zu der bedenklichsten Verweichlichung des Charakters, wenn man nur die subjective Empfindung der Menschenliebe und Aufopferung, nicht aber auch den Rechtsinn und die Gerechtigkeit zu Leitern der Weltmaschine machen will. Wohl kann und soll der Einzelne für sich und seine Stellung im Leben gern auf sein Recht verzichten, aber nur wenn er das wahre Wohl Anderer dadurch fördert. Und andern Personen darf er das Gesetz der Moral und der Menschenliebe nicht aufdrängen, sonst hört es auf ein wahres Gesetz der Moral und der Menschenliebe zu sein, da es nicht freiwillig, sondern äußerlich erzwungen wird.

Ist so der Kampf über das, was im gegebenen Fall Pflicht des Einzelnen ist, schon in der stillen Menschenbrust ein mächtiger und erregender,

wie viel mehr steigert sich dieser Conflict im Leben ganzer Völker. Es giebt Völker, deren ganze Anlage sie mehr auf die Seite des Rechts drängt, deren Gerechtigkeitstrieb so intensiv ist, daß sie alle Einrichtungen des äußeren Lebens mit scharfer Logik aus den ersten Grundsätzen des Rechts ableiten und auch praktisch durchführen, häufig aber dabei die liebenswerthere Schwester, die Moral, vernachlässigen, so daß ihre Institutionen zwar für den Kampf um das Dasein vortrefflich geeignet sind, auf die Dauer aber erstarren und in ihren Trägern jene innere Liebe zur Sache vermissen lassen, ohne die auch der beste Staatsorganismus verknöchert. Ich brauche hier wohl nur an das erste Rechtsvolk der Erde, die Römer und ihr Schicksal zu erinnern. Auf der andern Seite hat es Völker gegeben, welche ihren Moralkodex für das allein Giltige auch für den äußeren Aufbau ihres Staatslebens ansahen, ihn allen Menschen aufdrängten und dadurch — bei anfänglich gewaltiger, Alles niederwerfender Kraft — zuletzt eine Gesetzesheuchelei und innere Unfreiheit erzeugten, welche die Ursachen ihres Unterganges wurden. Es sind namentlich semitische Völker, die Araber und zum Theil auch die Juden gewesen, deren Moralanatismus so weltbezwingend und so formalistisch in die Weltgeschichte eingegriffen hat.

Die Waage zwischen diesen beiden Mächten schwankt noch heute hin und her, wengleich die Pendelschwingungen derselben nicht mehr so ausschweifende sind, wie im Alterthum und sich dem Punkte zu nähern anfangen, in dem der Gegensatz aufgehoben erscheint, wo Friede zwischen Recht und Moral zu herrschen beginnt.

Das Gefühl der meisten unter Ihnen, verehrte Anwesende, wird Sie wohl auf die Seite der Moral treiben. Wie das Gemüth sich schließlich immer über den Verstand, wie das Innerliche über das Aeußerliche sich zu erheben pflegt, so muß auch die innerlich veredelnde Vorschrift der Moral über die bloß äußerlich regelnde Hand des Gesetzes erhaben erscheinen. Aber vergessen Sie nicht, es handelt sich nicht immer um das, was für den Einzelnen und sein Einzelleben fördernder, sondern um das, was erspriesslicher für die Wohlfahrt des Ganzen ist. Wohl mag es häufig edler sein, dem Verbrecher seine Schuld zu vergeben, als ihn zu strafen — aber ein Staatswesen wird auf dieser Grundlage selbst da nicht erblühen, wo die Mehrzahl seiner Mitglieder zu den Edlen der Menschheit gehört, geschweige denn da, wo „wir allzumal Sünder sind.“

Eine gerechte Abwägung der Ansprüche und Schwächen beider Gebiete wird daher zuerst auf eine genauere Betrachtung derselben, auf

ihre Definition und Charakterisirung einzugehen haben. Was ist dem Rechte und der Moral gemeinsam und was scheidet sie von einander?

Gemeinsam ist ihnen das, daß sie beide Vorschriften für unser Leben geben, beide unsere Pflichten zu umfassen suchen.

Das Recht will seinem Inhalt nach die Ordnung unserer Handlungen, der freien Willensbethätigung nach Außen übernehmen. Nicht unsere Gefinnungen, wenigstens nicht in erster Linie, zieht es in den Kreis seiner Vorschriften. „Gedanken sind zollfrei“ sagt das alte Rechtsprüchwort. Damit soll allerdings keineswegs gesagt sein, daß die Motive der Handlungen für das Recht gleichgiltig sind. Im Gegentheil auch für das Recht gibt nur die Absicht des Handelnden seiner Handlung den wahren Werth. Nur wer wirklich auch tödten wollte gilt als Mörder, nur wer wirklich kaufen oder schenken will, kann diese Rechtsgeschäfte vollziehen. Aber so lange der Gedanke, so lange die Absicht noch nicht sich herausgewagt haben in das Reich der äußeren Handlungen, so lange verzichtet alles wahre Recht auf deren Beurtheilung. Denn da es seine Vorschriften zu allgemeinen, Alle bindenden macht, so kann es das Reich der Innerlichkeit, der Freiheit, des guten und bösen Willens nicht berühren, weil es dasselbe nicht controlliren und weil es seine Vorschriften dort nicht erzwingen kann.

Und hier berühren wir das zweite charakteristische Kennzeichen des Rechts, sein äußerliches Merkmal, die Erzwingbarkeit. Das Recht will seinen Bürgern eine Garantie seiner Geltung, eine Rechtsicherheit schaffen, daher zwingt es zu seiner Befolgung. Es weiß wohl, daß es dadurch nur äußeren Gehorsam schafft, aber für seine Zwecke, für die Ordnung des Staatslebens, für äußere Ruhe und Wohlfahrt, genügt derselbe.

Also Ordnung der freien Handlungen und Erzwingbarkeit dieser Ordnung, das sind die wesentlichen Merkmale des Rechts. Willensfreiheit und Erzwingbarkeit, sie müssen beide in einem gesunden Rechtsleben vorhanden sein. Wo die Erstere fehlt, wo das Recht nur befiehlt und verbietet und nicht auch erlaubt und bestätigt, da sind es nicht mehr wahre Handlungen der Menschen, nicht Expressionen des Willens derselben, sondern aufgezwungene mechanische Acte, bei denen der Mensch nicht als Mensch, nur als Maschine figurirt. Wer sein Testament, seinen „letzten Willen“ nur nach den Befehlen des Gesetzes macht, hat überhaupt keinen „letzten Willen“ und ein Recht, welches alles für den Menschen ordnet, handelt in Wirklichkeit nicht für den Menschen, sondern statt des Menschen. Auch die schlimmsten Despoten des Orients sind nicht so weit gegangen, denn

auch sie empfanden bald, daß sie mit der Freiheit auch die Energie, mit der Willensbethätigung auch die Arbeitslust und schließlich die Arbeitskraft ihrer Unterthanen vernichteten. Wo andererseits das zweite Moment, die Erzwingbarkeit der Ordnung, fehlt, wo also dem Menschen wohl gesagt wird, wie weit sein freier Wille nur gehen darf, aber keine Strafe angedroht wird, wenn er trotzdem die gesteckte Grenze überschreitet, da beraubt sich das Gesetz selbst des Gehorsams und der Achtung seiner Unterthanen. Das Recht darf nicht darauf zählen, daß seine Bürger schon aus Gründen des Tugend und Sittlichkeit ihm folgen werden, es darf nicht für gute Menschen allein eingerichtet sein — es soll vielmehr den Guten vor dem Schlechten, den Schwachen vor den Uebergriffen des Starken schützen. Wären alle Menschen immer gut, wahrlich dann bedürfte es keines Rechts. So lange das Unrecht in der Welt möglich ist, muß das Recht das Schwert schwingen, um es zu vertreiben.

Selbst unsere neuesten Gesetzgebungen besitzen noch eine Menge solcher halber oder unvollendeter Gesetze, wie sie der Römer nannte, in denen zwar eine Vorschrift gegeben, aber keine Nachteile ihrem Uebertreter angedroht werden. Hier greift das Recht direct in das Gebiet der Moral über, ohne zugleich die sittliche Kraft beanspruchen zu können, welche Gewissen und Religion der Moral gewähren. Wenn z. B. mehrere neuere Rechte, auch das baltische, den Vormündern eine Reihe von Vorschriften über Regelung der Geschäfte der Mündel ertheilen, ohne auch nur entfernt anzudeuten, welche Nachteile den anders handelnden Vormund treffen, ja ohne das Andershandeln als pflichtwidrig, als der Rechenenschaft unterworfen zu bezeichnen, so können dieselben sich nicht wundern, wenn derartige Vorschriften bald alle Kraft einbüßen. Gesetze ohne Zwangsschutz untergraben bald nicht bloß ihre eigene Autorität, sondern auch die anderer Normen — denn sie gewöhnen den Menschen an deren Nichtbefolgung.

Sahen wir so in dem Gebiet des Rechts ein Reich, welches innerlich die Freiheit seiner Bürger nicht antastet und nur die äußeren Grenzen bestimmt, über welche diese Freiheit nicht hinausgehen soll, so tritt uns umgekehrt in dem Reich der Moral ein Gebiet entgegen, welches innerlich gebunden, aber äußerlich frei dastehen soll. Die Moral hat nicht die Ordnung unserer Handlungen, sondern unserer Gesinnung zu übernehmen, aber mit gebundener Richtung. Sie kann nicht in beliebiger Weise diese Gesinnung regeln, sondern nur mit dem Zwecke sie zu veredeln. Sie setzt also den Begriff des Guten, des Edlen voraus und zieht aus ihm ihre nothwendigen Folgerungen.

Da nun aber die Beredlung des inneren Menschen demselben niemals aufgezwungen werden kann, sonst wäre es eben nicht der innere Mensch, der besser wird — da es sich um das Denken, Fühlen, vor Allem das Wollen handelt, das anders werden soll, so darf sie nur den freien Willen beeinflussen, leiten, niemals aber tödten und durch äußeren Zwang erzeugen. Die Gesinnung ist nie knechtbar und überall wo man im Laufe der Geschichte versucht hat, Moral mit dem Schwerte einzuführen, da ist Demoralisation, Heuchelei und Vernichtung alles Guten im Menschen die natürliche Folge. Wo der Staat, wo die Massen beginnen die Moral ihrer Genossen zu erzwingen, wo sie anfangen, durch Gewaltausbrüche, durch Lynchsystem und Moralmorde die innere Sittlichkeit zu vergewaltigen, ja wo man anfängt, das Heiligste in der Menschenbrust, seinen religiösen Glauben, durch Scheiterhaufen und andere Zwangsmittel zu controlliren, da antwortet bald die furchtbarste Leere der Gewissen und die absolute Gleichgiltigkeit gegen Pflichten überhaupt auf diesen traurigsten aller Uebergriffe. Die Freiheit der Gedanken zu tödten, ist wahrlich ein zugleich schwieriges und unlogisches Unternehmen, aber es rächt sich, wo es überhaupt realisiert wird, nur in der Heruntersetzung des geistigen Niveaus der Menschen, in der Beförderung der Gedankenlosigkeit. Die Freiheit der Gewissen zu vernichten, untergräbt aber die sittlichen Grundlagen nicht bloß der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der Einzelnen, der Familien, es schafft Gewissenlosigkeit. Das Mittelalter, die Zeit welche an derartigen Attentaten gegen die Gesinnung am reichsten war und noch von dem Irrthum ausging, es könne Glaube und Religion auch durch äußeren Zwang erhalten werden, es hat dadurch allein den sonst so vielfach warmen und energischen Charakterzügen seiner Zeitperiode den Stempel der Verfolgung des innern Lebens aufgedrückt und damit nicht bloß an dem letzteren sich veründigt, sondern der auf sie folgenden Periode eine Antipathie gegen die Berührung innerer und Moralfragen aufgedrückt und sie bis auf den heutigen Tag gegen Religion und Sittlichkeit vielfach erkältet. Noch jetzt stehen wir unter diesen Folgen des Moralszwanges alter Zeit.

Wie aber auf der einen Seite das Erzwingbarmachen der Moral ein Hinübergreifen des Rechts und seiner Eigenschaften in Moralfragen enthält, so kann andererseits auch nicht genug vor dem Ausdehnen des Moralsreichs und seiner Freiheit der Form auf Rechtsfragen gewarnt werden, wenn auch hier die Folgen nicht so schreckliche sind wie dort. Wo alle Vorschriften des äußeren Lebens nur als Moralgebote gelten, wo es Jedem

freisteht, sie zu befolgen oder nicht und nur sittlicher Tadel sein Zuwiderhandeln trifft, da kann ein Gemeinwesen nur so lange bestehen, als die sittliche Kraft in allen Einzelnen ungeschwächt herrscht. In Zeiten schwärmerischer Anhänglichkeit an ein neues, Alles beherrschendes Princip, da läßt sich wohl zeitweilig eine Gemeinschaft ohne Strafen, ohne Zwang denken. Aber selbst die erste apostolische Gemeinde mit ihrem Reich werthätiger Liebe hat nicht lange zu bestehen vermocht und mit dem ersten Ananias und der ersten Sapphira trat auch die erste äußere Strafe in Kraft — und zwar als Strafe Gottes selbst.

Durch die Jahrhunderte wogt nun ein Kampf der gegenseitigen Uebergriffe von Recht und Moral. Schon in der ältesten Zeit der Patriarchen finden wir den chaotischen Zustand eines unermüdlischen Ringens dieser Gegensätze. Noch hat sich nicht von einander getrennt, was innerlich bleiben und was äußerlich gelten sollte, was für das Gemeinwesen als Ganzes und was für das Wohl des Einzelnen erforderlich schien. Es war die Macht der Sitte, die beides schützte, aus dem Instinct, aus der halb unbewußten Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit geboren. Aber bald empfand der Mensch die Nothwendigkeit des Gesetzes. Er hat selbst um dasselbe. Es ist das erste Bekenntniß eigener Sündhaftigkeit und Schwäche, welches nach einer Regelung von außen verlangt. Sittengebot und Rechtsgebot wogen dann anfangs durcheinander, bis erst das göttliche Gesetz der zehn Gebote zugleich den einzigen logischen Ausweg zeigt, indem es die großen Moralprincipien als die Ausgangspunkte aller Vorschriften, seien sie Rechtsvorschriften oder Moralvorschriften, hinstellte. Aus ihnen fließt dann für das Volk des alten Bundes einerseits das weltliche, andererseits das Moralgesetz.

Die anderen orientalischen Völker dagegen, welche der unmittelbaren göttlichen Führung sich entzogen hatten, blieben in der unklaren Vermischung innerlicher und äußerlicher Satzungen stehen und noch weit in späteren Perioden hinein ragen Moralvorschriften mit Rechtszwang und Rechtsvorschriften in Moralform. Selbst die Griechen ziehen zwar schon philosophisch und logisch die Grenze zwischen den Reichen des Innern und des Außern aber im öffentlichen Leben vermischen sie noch mehrfach sittliche mit ästhetischen Gebieten, wie das Eheleben, die Kunst, mit Staatseinrichtungen. Ihnen steht der Staat höher als das Recht, das Ganze verzehrt noch zu sehr das Wohl des Einzelnen.

Es war den Römern vorbehalten, wenigstens für das eine unserer Gebiete, für das Recht, logisch und klar die Grenzen seiner Herrschaft und die Ausgangspunkte seiner Sätze zu fixiren. Sie gingen von der menschlichen Willensfreiheit aus, suchten dieselbe auch in ihrer äußeren Gestaltung, in den Handlungen, möglichst zu steigern, gründeten überall das Wohl des ganzen Staates nur auf das möglichste Wohl der Einzelnen, und erst nachdem sie die Freiheit, den Erwerb, das Gut der Einzelnen nach Kräften gefördert und ihm so das Staatswesen lieb gemacht hatten, dem er angehörte, umgaben sie es auch mit den nothwendigen Schutzmitteln des Zwanges. Sie reinigten das Recht von allem nicht Hingehörigen und insbesondere von allen Moralfragen, die sie als uncontrollirbar gern bei Seite ließen. Es lag in ihrer ganzen Natur eine Gleichgiltigkeit gegen das Moralische — sie besaßen eben keine wahre innere Macht, welche sie auf die Bahn des Gewissens trieb. Auch ihre Religion war ein rechtlicher Organismus.

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo Gott selbst in die Weltgeschichte eintrat und mit der Lösung des ganzen Weltelends auch die Lösung des scheinbar unlöslichen Conflicts zwischen Recht und Moral unternahm. Für das Christenthum ist die Moral der Ausgangspunkt, das Recht eine nothwendige Fortbildung der Moral. Kein Rechtsatz darf der Moral widersprechen, aber er soll dabei ein wahres Rechtsgebot, keine bloß innerlich bindende Moralvorschrift enthalten. Vor allem aber ward die Moral selbst von der Gefahr, den willkürlichen und veränderlichen Gedanken der Menschen entnommen zu werden, gerettet und auf eine ewige objective Grundlage gestellt, auf das Wort Gottes. Daher setzte die volle Stärke der Moral auch die volle und reine Geltung und Verbreitung des Wortes Gottes im gesammten Volke voraus. Mit der Abschwächung desselben, mit der Verdrängung desselben durch Tradition und päpstliche Satzung mußte sich allmählig auch eine bloß menschliche Moral vor der göttlichen vordrängen und begannen menschliche Moralnormen auch das Recht zu beeinflussen. Die gewaltige weltliche Macht der Kirche unterwarf das gesammte Recht und die Waffen des Staats den augenblicklichen kirchlichen Strömungen und Zwecken. Aus Gründen der angeblichen Kirchenmoral ward der innere Glaube der Menschen auch vom Recht verfolgt und überall loberten die Scheiterhaufen der Keger. Ja, diese Kirchenmoral drang auch in das Privatrecht ein, wollte Handel und Verkehr gewaltjam zwingen, moralisch zu werden und schuf das Gegentheil von dem, was sie wollte. So verbot sie z. B. das Zinsennehmen dem Darleiber, weil man unentgeltlich gefällig sein müsse. Da nun der Durchschnitt der



Menschen wohl zu kleinen, aber nicht zu größeren Opfern gegenüber ihm nicht direct nahestehenden Nebenmenschen bereit zu sein pflegt, so hörte das Leihen von Geld an Fremde, diese nothwendige Grundlage und Lebensader alles geschäftlichen Verkehrs und damit des Wohlstandes der Völker entweder ganz auf oder wurde nur in Umgehung des Gesetzes, heimlich und dazu (um für die Gefahr des Entdeckens zu entschädigen) mit weit höheren Zinsen gepflegt als früher. Den höchsten Zinsfuß, den schwersten Wucher kennt gerade das Mittelalter, das eigentlich aus moralischen Gründen die Zinsen ganz aufheben wollte. So rächt sich ein Eingriff in das Recht des freien Verkehrs, das Privatrecht, das nur existiren kann, wenn es den Privatpersonen überlassen ist, stets durch Erzeugung des Gegentheils von dem, was der Gesetzgeber wünscht. Schutzmauern und Privilegien, die aus Gründen der Moral oder anderen ähnlichen privatrechtlich begünstigen sollen benachtheiligen auf die Länge stets den Privilegirten. Denn sie machen den Verkehr mit ihm schwer, sie bewegen Jedermann, lieber mit Anderen als mit ihm Rechtsgeschäfte zu schließen, sie machen ihn schließlich so gut wie verkehrsunfähig. Noch heute hütet sich Jeder, mit Unmündigen Contracte zu schließen, weil das Recht hier schützend für dieselben eintritt und alle Willensäußerungen derselben mit besonderen Controlmaßregeln versieht. Der Verkehr verträgt eben keine Fesseln, auch nicht die der Moral.

Ein neues Moment brachten in den ganzen Kampf von Recht und Moral die Germanen. Es war die Sitte als Macht, der sie huldigten, welche ihre Grundsätze zwar auch der Moral entnahm, aber häufig unbekannt, und welche auf ihre Entstehung nicht weiter controllirt werden sollte, wenn sie einmal da war. Sie war dann in dem Bewußtsein des Volkes ein unveräußerliches Gut geworden, welches von der Moral die Innerlichkeit, von dem Recht die Kraft entlieh. Aus ihr entsprang z. B. das schroffe Einschreiten der Gesellschaft, nicht des Staates, gegen Handlungen und Zustände, welche den herrschenden Sitten widersprachen, gegen gewisse unwürdig scheinende Berufsclassen, gegen Unritterlichkeit und Muthlosigkeit. Aus ihr bildete sich jener gewaltige Ehrencodex aus, welcher ursprünglich ein Kind der Moral, bis auf den heutigen Tag ein Nebenbuhler derselben geworden ist und bisweilen die Mutter verläugnet, der er entstammt. Unleugbar hat dieser germanische Trieb Großes geschaffen und oft dazu beigetragen, Moralsätze im Volke zur Geltung zu bringen, die sonst nur das Eigenthum Weniger geblieben wären. Aber weil er eben nur der Sitte und nicht tieferen Grundlagen seine Geltungskraft

entnahm, so verfiel und verfällt er der Gefahr der Veräußerlichung und Erstarrung. Er hat kein Gedankensystem, aus dem er sich neu beleben, keine Quelle, aus der er neue Frische saugen kann.

In diesem Stadium trat der große Gegensatz zwischen Recht und Moral in die Neuzeit ein. Dieselbe hat wenig zur Weiterbildung derselben gethan, nur hier und da die Grenzen schärfer gezogen, das Recht von Moralsägen, die Moral von Rechtsformen befreit.

Wo liegt denn die Wahrheit? Beim starren Rechtsstaat mit seiner bloßen Erzwingbarkeit der äußeren Lebenssagungen oder beim reinen Moralleben mit seiner Auflösung aller Forderungen in bloße freie Acte des Einzelnen? Das Gefühl wird wohl bei näherer Betrachtung beide Alternativen verneinen.

Geschichtliche Erfahrung und innere Logik müssen uns allerdings zu dem Schlusse führen, daß der innere Grund nicht bloß für die Moralvorschriften, sondern auch für die wesentlichen Satzungen des Rechts in Principien und Forderungen der Moral, in Grundsätzen liegen muß, welche der Mensch zuerst innerlich, dann auch äußerlich anerkennen soll. Aber die Moral ist hier nur ein Durchgang. Nur wenn der Glaube, wenn die objective Religion sie als Consequenz nach sich gezogen hat, nur dann kann sie Anspruch auf objective Geltung, auf nothwendige Ausgestaltung im Leben erheben. Man wende nicht den so oft gehörten Satz ein, daß auch außerhalb der Religion stehende, daß auch unchristlich denkende Menschen häufig im Ganzen moralisch lebten. Das ist an sich wahr und bisweilen beschämt ein tugendhafter Ungläubiger den weniger tugendhaften Christen. Aber wo hat der erstere denn die Grundsätze her, nach denen er halb unbewußt sein Leben einrichtet? Was ist es denn anders, als unbewußtes Christenthum, als instinctive Consequenz der Religion der Nächstenliebe und Selbsthingabe, die er übt? Er selbst lebt eben noch von dem Nährboden, auf dem seine Eltern oder Lehrer ihn erzogen, auf dem seine Heimath steht. Seine Kinder, wenn sie nicht neue Kraft ebendaher saugen, wo er sie erhalten, werden ihn darüber belehren, daß das bloß erborgte Licht bald seine Kraft verliert und nicht mit dem stets selbst sich erneuenden der eigenen inneren Leuchtkraft im Vergleich gestellt werden darf. Es sind unbewusste Schmaroger des Christenthums, die mit dessen Federn geschmückt sind, ohne es selbst zu wissen.

Und hiernach entscheidet sich auch der moderne Streit über die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit der Moral. Wohl hat die Moral der

einzelnen Völker, die nur Menschengedanken und Zeitanschauungen ihre Ausgangspunkte entnahm, mit dieser ersteren häufig gewechselt. Was dem Gotteswort, dem wahren Christenthum entstammt, steht außer diesem Gesez der Entwicklung alles Menschlichen — denn es ist ewig und göttlich und es ist der verhängnißvollste und gefährlichste Irrthum eines Theils auch der theologischen Wissenschaft der Neuzeit, auch jenes bis auf die Jetztzeit fort-dauernde Eingreifen Gottes in die Geschichte der Völker und in Leben und Auffassung des gläubigen Christen in die Geseze zwingen zu wollen, welche nur den Irrthum beherrschen, nicht aber die Wahrheit.

Wohl verändern sich und veralten auch heutzutage Moralanschauungen jeder Art, auch von Christen gehegte, nicht aber die ewigen Normen der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe, des Kampfes gegen den Egoismus und vor allem der Liebe zu Gott und unserem Heilande. Was unverfälscht derselben entstammt, ist ewig, sei es, daß es sich in der Brust des Einzelnen erhält oder als Moral- und Rechtsgebot an den Gehorsam der Massen wendet. Es ist nicht ein Kampf zwischen christlicher und neuerer Moral, wenn falsche Auffassungen früherer Zeit und angeblich freiere Ideen der Neuzeit in Gegensatz gebracht werden wie dies gern neuere Dichter, meist in parteiischer Weise thun, sondern ein Kampf zwischen menschlichen Irrthümern und vor allem zwischen menschlichen Sünden unter einander. Wie Schlacken fallen dieselben von dem wahren Christenthum und von der wahren christlichen Moral ab und verlegt wendet man sich von solchen Scheingegenständen, bei denen der Dichter sich nicht scheut, durch kunstvoll verhüllte Pseudorepräsentanten des Christenthums den Blick von dem abzu-lenken, worauf der Christ in diesen Fällen zu blicken hat, von der Sünde und von der Erlösung durch den Weltheiland.


Ewig thront über aller Moral und allem Recht Eines: die Liebe. Alles andere, auch die Sitte und der Ehrencodex, die Bedürfnisse des Körpers, wie des Geistes, sie veralten und verändern sich, nur das Gesez der Liebe bleibt als Gesez der ewigen Moral. Aus ihr fließt die Gerechtigkeit gegen den Nächsten, aus ihr fließt die Pflicht der Moral und des moralischen Menschen, das Recht zu achten und seine Träger, die wahre Obrigkeit zu ehren, denn „sie trägt das Schwert nicht umsonst.“ Aus ihr fließt die Pflicht, die innere Gesinnung, den inneren Glauben, die wahre Moral unverkürzt sich zu erhalten, selbst den Angriffen des Rechts gegen-über. Denn stets soll man „Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“

C. Erdmann.

## Gerhardt von Neutern.<sup>1)</sup>

### I.

#### Jugend. Militärische Laufbahn.

**G**erhardt Wilhelm, der jüngste von vier Söhnen des zur livländischen  und ehrländischen Ritterschaft gehörigen sächsischen Kammerherrn Christoph Hermann von Neutern, Erbherrn der in Livland belegenen Güter Soor, Loddiger, Murriskas, Kösthof, Anasch, sowie Kasinorm, und dessen Gemahlin Charlotte Wilhelmine, geborenen von Fischbach, hatte am 6. Juli a. St. des Jahres 1794 zu Kösthof das Licht der Welt erblickt und war Tags darauf vom Pastor Johann Sebastian Nelfert zu Theal-Fölks, welchem letzteres Gut eingepfarrt ist, getauft worden. Eine alte, der Familie ergebene Bonne, Mademoiselle Durosois, die schon seine drei älteren Schwestern erzogen hatte, pflegte ihn von den ersten Tagen seines Lebens an. Von ihr lernte er lesen, schreiben und die französische Sprache. Christel, der Sohn seiner um viele Jahre älteren Schwester Charlotte von Neutz, war sein frühestes Gespieler. Außerdem verkehrte er viel mit den Kindern einer ihm verwandten, in der Nähe des livländischen Städtchens Walf lebenden, Familie von Sivers, deren Besuche in Kösthof sich manchmal auf mehrere Wochen erstreckten. Mit diesen seinen Spielgenossen liebte er es, ganze Regimenter Kavallerie und

<sup>1)</sup> Gerhardt von Neutern. Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern und als Manuscript gedruckt zur hundertjährigen Gedächtnißfeier seines Geburtstages. St. Petersburg. Druckerei der Academie der Wissenschaften. 1894. gr. 8°. 176 S. Diesem Buche ist die vorliegende Biographie (wegen des beschränkten Raumes der „Walt. Mon.“ um Vieles gekürzt) mit gütigst ertheilter Autorisation entnommen.

Infanterie aus Papier auszuscheiden und sie mit Farben anzumalen. Dem kriegerischen Zuge der damaligen Zeit angemessen, wurden dann mit den auf diese Weise hergestellten Truppen große Schlachten geliefert, in denen er gewöhnlich den Anführer abgab und seinen Kameraden militärische Befehle zu ertheilen pflegte.

Zur Unterstützung des ersten Unterrichtes und zu seiner ferneren Erziehung wurde er darauf für einige Zeit dem Thealschen Pastor übergeben, welcher mancherlei übermüthige Streiche an ihm zu rügen fand. So z. B. behauptete der junge Neutern für Pastors Malschen Kälber zureiten zu müssen, auf welche Unthat sich dann als Strafe die Vorschrift in seinem Schreibhefte bezog: Wenn wilde Knaben Kälber todt reiten u. c. Wie früh schon bei ihm die Neigung, sich mit Zeichnen und Malen zu beschäftigen, ausgeprägt war, beweisen folgende Worte, die er einem Briefe seines Vaters an die in einer Pension zu Eisenach befindlichen älteren Brüder Hermann und Karl vom Jahre 1802 hinzufügte: „Ich will Meine Brüder lieben und schicket Mich eine Stin-Farben.“ Bis dahin nämlich waren ihm nur in Muscheln aufgeriebene Farben zugänglich gewesen.

Am 5. October a. St. desselben Jahres verlor er, kaum 8 Jahre alt, seinen vielgeliebten Vater. Die nun kommenden Jahre sahen in Folge der damaligen nach allen Seiten hin ungünstigen Zeitumstände, durch welche nicht wenige anscheinend festgegründete Vermögensverhältnisse nachhaltig erschüttert wurden, den bisher blühenden Wohlstand der Familie zurückgehen. Des Vaters Tod brachte unter Anderem auch in dem Fortgange der Erziehung des Knaben die Veränderung mit sich, daß an Stelle des Unterrichtes bei dem von ihm sehr verehrten Hauslehrer seiner älteren Geschwister, Herrn Apelius, er im zwölften Lebensjahre von seiner Mutter nach St. Petersburg gebracht wurde, um am 1. October a. St. 1806 in die deutsche St. Petri-Hauptschule einzutreten. Während der dreijährigen Schulzeit bis zu seinem Austritte aus Selecta im Jahre 1809, wohnte er in der Anstalt bei dem Lehrer der französischen Sprache daselbst, David Frédéric Dubois. Unter seinen Kameraden aber hatte er sich vorzugsweise an Fedor von Berg aus Kortenhof in Livland, den späteren Statthalter von Polen, geschlossen.

Mit fünfzehn Jahren bezog er 1810 die Universität Dorpat, um als Vorbereitung zu künftigem Kriegsdienste, welchem er sich mit Vielen seiner Zeitgenossen widmen wollte, Militärwissenschaften zu studiren. Dabei ging er aber auch seiner Liebhaberei für die Beschäftigung mit Gegenständen der

Kunst eifrig nach und arbeitete fleißig bei seinem Lehrer, dem Professor der Zeichenkunst Senff. Aus dieser Zeit haben sich von Neuterns Hand angefertigte Contouren nach Flachsmanns Gestalten zu Homers Werken erhalten, die, bei aller Treue in der Wiedergabe des Originalen, zugleich von der Genialität zeugen, mit welcher er den geistigen Gehalt seiner Vorbilder aufzufassen pflegte. In Dorpat wohnte er im Hause seiner Tante Sivers, wo er in Gemeinschaft mit deren Sohne Ferdinand, sowie seinem Vetter Peter Fischbach, sich bisweilen seinem jugendlichen Uebermuth hinzugeben liebte. Ein Blasrohr spielte in solchen Fällen die Hauptrolle und einmal wurde dasselbe sogar als *corpus delicti* vor das Universitätsgericht gebracht, seinem Besitzer einige Tage Carcerstrafe zuziehend.

Nicht lange indessen währte Neuterns Studienzeit; denn schon im Sommer 1811 verließ er die Universität und reiste mit seinem ältesten Bruder Christoph, der als Obristleutnant das Commando einer Escadron im Alexandrischen Husarenregimente übernehmen sollte, nach Podolien, um gleichfalls in dasselbe Regiment als Junker einzutreten.

Kaum in das Alexandrische Husarenregiment eingetreten, wurde er alsbald mit fünf anderen Junkern desselben für die mittlerweile in St. Petersburg errichtete sogenannte adelige Escadron (die nachmalige Gardekavallerie-Junkerschule) designirt und ihm die Führung der jungen Leute, auf die Rückreise in die Hauptstadt, anvertraut, obschon er unter ihnen an Jahren der jüngste war. Die ungewohnte strenge Disciplin in dieser Militäranstalt, sowie die mancherlei Entbehrungen, welche die abgeschlossene Lebensweise daselbst mit sich brachte, ließen ihn die nun in seiner Existenz eingetretene Veränderung recht empfindlich fühlen. Dazu kam, daß er ein sehr heftiges Nervenfieber zu überstehen hatte. Die Anwesenheit seiner Schwester Charlotte in St. Petersburg, sowie ihre liebevolle Pflege während dieser Krankheit, boten ihm jedoch einigen Ersatz für die trüben Erfahrungen der letzten Zeit.

Zudem hatte er die Freude, ebenfalls in die adelige Escadron seinen Vetter Frommhold von Sivers, späteren General der Kavallerie und Corpscommandeur, als Junker eintreten zu sehen.

Durch Vermittelung der Fürstin Barklay de Tolly, einer Schwester seines Schwagers, des Landraths von Smitten, gelang es Neutern in das Leibgardehusarenregiment als Kornet avancirt zu werden (März 1813). Die Folge davon war, daß er zunächst den Reserveescadrons dieses Regiments, welche die damals in Schlesien stationirten Gardes complettiren

solkten, beigezählt wurde. Vor seinem Ausmarsche aus St. Petersburg ereignete sich ein Vorfall, welchem er anfänglich kein besonderes Gewicht beilegte, der aber, mit späteren Erlebnissen in Zusammenhang gebracht, sich als nicht ganz bedeutungslos für die nächste Zukunft ergab. Auf einem Balle im Saal der adeligen Versammlung fühlte er nämlich auf seiner rechten Schulter plötzlich einen leisen Druck, als wenn von der oberen Gallerie etwas darauf gefallen wäre, entdeckte aber Nichts, was eine solche Vermuthung hätte bestätigen können. Er trat vor einen Spiegel und ward auf der Epaulette des rechten Armes einen dunklen Fleck gewahr; als er denselben hierauf mit seinem weißen Handschuh abwischte, fand er den letzteren von Blut geröthet. Auf der Durchreise durch Livland, wo er, vordem er zu seinem Regimente stieß, von Mutter und Geschwistern Abschied nehmen wollte, erzählte er nun von jenem Erlebnisse. Es erregte natürlich die lebhafteste Theilnahme, namentlich bei seiner Schwester Charlotte, welche in dem Blutstropfen das Anzeichen einer ihm bevorstehenden Verwundung im Kriege zu erkennen glaubte, weshalb sie ihn überredete, sich auf alle Fälle mit Charpie und dem nöthigen Verbandzeuge versehen zu lassen.

Ungeachtet dieser Warnung reiste Neutern leichten Herzens im April 1813 mit einem Kameraden der Armee zu durch Landstriche, welche noch die Spuren der Verwüstung des vorigjährigen Krieges trugen, nach Plogk, wo er seine Escadron einholte, um mit derselben an den Ort ihrer Bestimmung, die Grenze Schlesiens, weiterzumarschiren. Ueberall wurde den Truppen die gastfreundlichste Aufnahme zu Theil; jeder Tag brachte neue Eindrücke der mannigfachsten Art; in einem Tagebuchabriß aus jener Zeit findet sich die Schilderung einiger auf diesem Marsche empfangener Eindrücke, welche hier ihren Platz finden mögen: „In Namslau langten wir um die Mittagsstunde an und erhielten den Befehl, um 6 Uhr Nachmittags schon wieder zu Pferde zu sein, da der Feind den Tag vorher in Breslau gewesen war und wir heute Abend vermuthen mußten, auf ihn zu stoßen. Wir ritten lange, hatten die Richtung nicht mehr nach Ohlau, sondern nach Brieg, welches links liegt. Der Abend war drückend heiß, die Sonne ging mit einer erstaunlichen Gluth unter. Dieser Abend hatte Etwas sonderbares, feierliches an sich. Der Gedanke an Gott brachte mich in eine so sanfte und ernste Stimmung und erhob den Gedanken an eine baldige Schlacht zu Etwas so erhabenem und doch schrecklichem, daß meine Aufmerksamkeit durch Alles auf's Höchste gespannt wurde und ich

eine solche Lebenskraft und Stärke, ungeachtet der damalige Mitt doch sehr angreifend war, fühlte, wie sie mir noch nie zum Bewußtsein gekommen. Die Seele schien sich aus dem Körper zu erheben; ich fühlte nicht mehr das Irdische. Unsere Husaren ritten ernst und feierlich in einer Todtenstille vor sich hin; die Sonne war gesunken; es war schon Dämmerung; die Pferde schnoben und trieben einen dicken Staub auf. Einige alte Soldaten brummen ein Liedchen und ein Jeder von ihnen schien schon einige Feinde überwunden zu haben. Ich sprengte manchmal zu meinem Zuge rief ihnen: „Kinder, singt; wir wollen uns Alle erfreuen!“ Doch bald verstummte das Lied, und ein Jeder saß nachdenkend zu Pferde. Mein alter Unteroffizier erzählte von seinem früheren Feldzuge und jeder junge Soldat zog aus der Geschichte etwas für sich heraus. Nach Mitternacht blieben wir in einer Ebene stehen, fütterten unsere Pferde, machten Feuer an und setzten um 3 Uhr Morgens unsern Weg weiter fort. Gegen 10 Uhr waren wir in Brieg und vor allen Ueberfällen sicher.“

In Reichenbach, dem derzeitigen Hauptquartier der russischen Truppen, traf er während des Waffenstillstandes zu Boischwitz ein. An ersterem Orte war das ganze Gardecorps vereinigt. Hier verlebte er über vierzehn Tage mit seinem Pensionskameraden aus der Petrischule, von Berg, und besuchte von da aus seinen Bruder, der mit dem Alexandrischen Husarenregiment, welches er, zum Obristen avancirt, seit dem Juni commandirte, in dem benachbarten Wohlau stand. An seine Mutter schreibt er vom 25. Juli n. St.: „Ich war sehr oft an dem interessanten Ort der Herrenhuterei Gnadenfrei, und habe daselbst wirklich seelige Stunden zugebracht. Jetzt habe ich alle möglichen guten Ausichten in die Zukunft. Meine zweite Mutter — so kann ich die Fürstin Barklay wohl mit allem Recht nennen — hofft, daß, wenn wir wieder in Bewegung gerathen, es sich vielleicht machen läßt, daß ich zu der Suite des Oberbefehlshabers zucommandirt werde und dann alle Vortheile eines Adjutanten genießen kann. Ich lasse Alles so hingehen, wie das Schicksal es will, und habe mir vorgenommen, Nichts mehr darin ändern zu wollen. Nun, beste Mutter, ich bitte Dich, meinethwegen nicht unruhig zu sein; denn nun kommt es bald dazu, was ich so lange und sehnlich erwartet hatte.“ Und in einem folgenden Briefe vom 1. August n. St. sagt er: „Noch stehen wir auf dem nämlichen Platze in einem Dorfe Frohnau bei Grottkau in Schlesien, welches so langweilig liegt und so wenig Abwechslung bietet; ich möchte lieber, Gott weiß, wo sein, als hier noch lange stehen! Ich wünsche weiter



nichts, als daß wir bald entweder vor den Feind rückten, oder auch in unsere friedliche Heimath zurückkehrten. Gott sei gedankt! Den 10. August soll der Waffenstillstand zu Ende sein; dann kommt es also zur Entscheidung. Man spricht viel vom Frieden. Den 6., sagt man, brechen wir auf; noch weiß ich nicht, wohin? Gott sei Dank! Mein Wunsch ist erfüllt; wir treten vielleicht bald in die Ehrenbahn, wo der letzte Kampf hoffentlich für unser Vaterland entschieden wird.“

Auf letzterem Briefe hat sich folgende Aufschrift von der Hand seiner Mutter erhalten: „Diesen Brief erhielt ich den 10. September a. St. 1813; nachher habe ich von seiner rechten Hand keinen bekommen, und seit den Siegestagen bei Leipzig sah ich nie diese lieblichen Schriftzüge wieder! Seinen rechten Arm gab mein Liebling für's Wohl der Menschheit mit hin! Er hat ihn bei Kulm, Wartberg und anderen Schlachten tapfer und glücklich gebraucht, und noch wollte Gott ihm auch in der Völkerschlacht bei Leipzig, seiner muthvollen Laufbahn bis am entscheidenden Siegestage, den tapfern Arm lassen, bis es in Seinem weisen Rathschlusze entschieden war, diesem lieblichen Jüngling von neunzehn Jahren und drei Monaten den Arm des Muthes zu nehmen, den des Friedens zu lassen, ihn dadurch der Heldenlaufbahn zu entreißen und der friedlichen zuzuführen! Herr, Dein Wille geschehe! Amen!“

Unterdessen zogen die Leibhusaren über Frankenstein, Silberberg, Neurode, Bollitz, Skalitz nach der Festung Josephstadt an der Elbe und nahmen Theil an der Schlacht bei Dresden, sowie zwei Tage später an der Kulmer Affaire. Ueber diese Schlachten berichtet Neutern aus dem Lager bei Töplitz vom 8. September n. St.: „Den 27. und 28. August war ich unter Dresden auf einem Biquet mit einer halben Escadron gewesen; dann gerieth ich zu Wittgenstein in den Convoi und endlich retirirten wir hierher, wo ich die Schlacht mitmachte. Den 29. August standen wir unter sehr heftigem Kugelregen, verloren viele Leute; doch hatten wir das Glück, ein Corps von fünfundvierzigtausend Mann mit unseren Gardes allein, welche gegen zwanzigtausend ausmachten, aufzuhalten, und den 30. Nachmittags schlugen wir den Feind völlig in die Flucht. Unser Regiment nahm einundzwanzig Kanonen, unsere Escadron allein — neun, den ganzen Train; Pulverwagen, Weinvorräthe, Bücher und Karten wurden unsere Beute. Der General Vandamme wurde gefangen und man fand bei ihm ein Papier, worin Napoleon ihn zum Feldmarschall zu ernennen versprach, falls er Töplitz einnähme. Gegen 8 Uhr Abends

zogen wir, ermüdet von der schweren, ritterlichen Arbeit, in's Lager und labten uns am eroberten Wein. Ich bin für diese beiden Tage vorgestellt; doch weiß ich nicht, was ich bekomme, ich glaube den Annensäbel. Es ist sonderbar, daß man das Gräßliche dieser Thaten im Gefecht kaum bemerkt; doch nachher, wenn man sich jeder einzelnen Gräuelszene erinnert, glaubt man kaum, daß unter Menschen so etwas geschehen kann. Ich mußte den andern Tag Blessirte vom Schlachtfelde in die Hände der Aerzte bringen und da litt ich wirklich erschrecklich." Für seine Bethheiligung an obigen Schlachten erhielt er den Annenorden vierter Klasse (den Annensäbel für Tapferkeit), sowie das Ehrenzeichen des preussischen eisernen Kreuzes.

Auf dem Weitermarsche nach Sachsen zog Neuterns Regiment in Chemnitz ein, was er folgendermaßen beschreibt: „Unser Einzug war prachtvoll; langsam gingen wir durch die von jubelnden Menschen gefüllten Straßen. Reihen von jungen blühenden Mädchen drängten sich mit fröhlichen Gesichtern an die Linien unserer stampfenden Pferde, streuten Blumen auf das widertönende Pflaster und gaben unser Händereichen und Zurufen mit niedlichem Kopfnicken und Kußhändchen zurück. Mein Schalloch bäumte sich muthig, begrüßte die lieblichen Mädchen durch majestätische Bewegungen und biß brausend in das schäumende Gebiß. Er trug seinen Herrn wie zum Siege, und heftig schlug mein Herz unter dem reichen Mentif voll Hoffnung auf Kampf und Wunden und Sieg! Schöne Damen in den Fenstern schwenkten freudig weiße Tücher bei der salutirenden Bewegung unserer Säbel, deren helles Blinken sie gerne sahen und noch lieber in die Reihen feindlicher Krieger hineinblicken wünschten. Wir verließen die Stadt und ich hatte einen Augenblick in den Ritterzeiten gelebt.“

Inzwischen war die Vereinigung der schlesischen mit der Nordarmee erfolgt und am 12. October n. St. zog sich Napoleon auf Leipzig zurück. Ueber die nun folgenden Schlachttage und Neuterns Verwundung gegen Abend des ersten derselben (16. October n. St.) in der Nähe von Bachau, führen wir eine spätere Aufzeichnung von seiner Hand, welche das Datum des 8. März n. St. 1814 trägt, an. „Großer Gott, wenn ich den Blick in's Vergangene zurücksende und die Reihe von Kummer, Freude, Schmerz, <sup>3</sup>Gleid, <sup>4</sup>Absterben und Wiederaufleben, Verzweiflung und stillem Dulden durchdenke, so spricht doch aus Allem so offenbar die Güte und Allmacht unseres himmlischen Vaters, der mich aus allem Diesem in Gesundheit und Zufriedenheit zurückgeführt, daß der ärgste Zweifler doch

endlich glauben muß! O wie viel Beruhigendes liegt nicht in der Ueberzeugung, Gott habe in der größten Noth uns beigestanden! Wir marschirten in den letzten Tagen Septembers durch Altenburg und zogen auf zwei Tage in der umliegenden Gegend auf Quartiere. Durch kleine Märsche, Reconosciren und dergleichen merkten wir bald, daß der Feind nicht mehr weit sein konnte, und endlich am 15. October u. St. Abends spät stellten wir bei Borna uns auf Bivouak, wo denn schon eine ungeheure Macht der Verbündeten stand. Man sprach von einer Hauptschlacht, die den 16. früh anfangen sollte. Das Wetter war kalt und unangenehm; es wurden Wachtfeuer gemacht und so brachten wir einen Theil der Nacht im traulichen Gespräche mit Freunden zu, jeder besorgt in dem Gedanken, daß vielleicht schon morgen so Mancher uns fehlen könnte. Ein Stück Brod wurde getheilt und ruhig legte man sich nieder. Schon um 4 Uhr Morgens weckte die Trompete das Lager. In einem Augenblick saß Alles zu Pferde; meine Packpferde hatten sich losgerissen, was sie sonst nie gethan, liefen wild unter den einsamen, noch brennenden Wachtfeuern umher; mein Diener Bertin, ein Lette, Berthel mit Namen, war den Pferden nachgelaufen und auch verschwunden. Dies erzählte mir ein Husar, der ihn gesucht hatte. Nach einigen Stunden jedoch hatte Bertin sich mit den Pferden wieder eingefunden. Ich kann mir eigentlich keine Rechenschaft von meinem damaligen Gemüthszustande geben. Bakaew (der Escadronscommandeur) und Lasarew (Lieutenant), neben denen ich ritt, waren ernst und blasser, als gewöhnlich; die Cile, mit der die Truppen auf der Straße und rechts und links über Felder und Wiesen zogen, waren Vorboten eines heißen Kampfes. Es wurde hell und wir standen vor Rötha. Gegen 9 Uhr hörte man schon den Kanonendonner auf mehreren entfernten Punkten, von Minute zu Minute lauter und heftiger. Ein Jeder mit gespannter Aufmerksamkeit das Signal abwartend, saßen wir zu Pferde; die Trompete rief, und in vollem Trab und Galopp gings in die Schlacht. Eine Kavallerieattacke war uns zugedacht; Alles rief: Hurrah, und, den Säbel in der Faust, von Mordlust ergriffen, brachen wir in die feindlichen Reihen. Sie standen, doch auch wir; mein Pferd wurde von einer Flintenkugel in den Hals bleßirt und überschlug sich; Husaren hielten es und ich, nachdem ich mich überzeugt, daß die Wunde unbedeutend, setzte mich wieder auf. Wir wurden zurückgerufen, um fünf feindliche Kavallerieregimenter, die auf einer anderen Seite unsere Linie durchbrochen hatten, zurückzuschlagen. Die Gardeulanen, Garde dragoner und wir attackirten in

voller Carrière, warfen den Feind und verfolgten ihn vielleicht zu lange; denn auf einmal richtete eine, von uns nicht bemerkte, Batterie ihre ganze Wuth auf uns. Aus fünfzig Kanonen spie sie Tod und Verderben in die zerrissenen Glieder unserer Regimenter. Wir mußten diesen Platz besetzt halten, und still und in uns gekehrt sahen wir jeden Augenblick diesen oder jenen der Freunde sterbend hinsinken. Doch wir standen mit unverwandtem Blick in die Mündung der Kanonen und mußten zusehen, wie Kartätschenkugeln, Bomben und Granaten umherpfeifen und krachten und uns Steine und Erde in's Gesicht warfen. Mich schickte man, zwei Kanonen, die bei der Attaque verlassen worden, in Sicherheit zu bringen. Ich that Alles mögliche; doch vermochte ich nicht diesen Befehl auszuführen, denn weder Ketten noch Stricke, noch Trainpferde waren aufzubringen; also kehrten wir unverrichteter Sache zurück. Casarew ritt unruhig umher; in dem Augenblick trifft ihn eine Kanonenkugel in die Hüfte, zerreißt ihn gewaltsam und todt sinkt er vom Pferde, das sich hoch aufbäumt und wüthend davonrennt. Ich komme zu Bakaew, der einige Schritte weiter steht; wir trauern um den todten Freund; ich schließe mich inniger an den andern und da zerschmettert ihm eine Kugel das linke Bein. Besinnungslos tragen ihn Husaren zu dem nicht weit stehenden Chirurgen. Ich hatte an diesem Tage so viel verloren, und stand nun allein da, aber ruhig in dem Gedanken, Gott bestimme über uns und immer zu unserem Besten. Es waren mehrere Offiziere zu mir geritten; wir sprachen von dem Verlust des heutigen Tages, während ununterbrochen Blessirte und Todte auf die Seite geschafft wurden; denn rechts und links, vor und hinter uns stöhnte und winnerte es von Sterbenden und schäumend und röchelnd wälzten sich in ihrem Blute die Pferde und scharren vor Schmerz weit um sich her die Erde auf. Es plagen Granaten, Kartätschen sausen wieder heftiger; ich sehe den Blitz des Pulvers, der Rauch wälzt sich mächtig mir entgegen und — getroffen sinke ich vom Pferde. Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, sehe ich mich in meinem Mantel von Husaren getragen; mir ist in meinem Blute liegend warm und wohl sogar; doch bin ich sehr matt. Ich frage die Soldaten, wo ich blessirt bin, und sie sagen: in der Schulter; ich wende den Kopf dahin und heftig werden die Schmerzen. Es fängt an dunkler zu werden; endlich legt man mich sanft zur Erde. Ich hörte Bakaew's Stimme noch mich beim Namen rufen, und froh antwortete ich ihm. Wir sprechen uns gegenseitig Muth zu; mit unbeschreiblicher Ergebung und Frömmigkeit lobte er die Wohlthaten Gottes, erwähnte des

Todes mit seliger Ruhe und redete vom künftigen Leben mit solcher Gewißheit und einem Feuer, daß wir Alle weinten und ich mit meinem Schicksal so völlig zufrieden war. Man nahm ihm das Bein ab und während der Operation unterhielt er sich mit mir, ohne nur im Geringsten seine Schmerzen zu äußern. Bertin kam geritten, stieg weinend und klagend vom Pferde, küßte meine Hand und rief immerfort: „Werden Sie ja bald sterbt!“ Ich beruhigte ihn nur auf Augenblicke; denn bald fing sein Wehklagen an, stärker zu werden, wenn aus Mattigkeit und Erschöpfung mir die Augen zusanken. Wir ließen uns zur Nacht in eine Mühle tragen und im Gehen erzählten uns die Husaren, daß die Unserigen avancirten und bereits die feindliche Position eingenommen hätten. Mein sterbender Freund, neben den ich mich tragen ließ, freute sich innig mit mir über den Muth und das Glück unserer Armee. In später Nacht erreichten wir die Mühle; mich fror; daher ließ ich mich, von Bertin begleitet, in ein kleines Zimmer bringen. Wir nahmen Abschied von einander und, durch den großen Blutverlust erschöpft, sank ich auf einige Zeit in einen Todtenschlaf. Das Wundfieber wurde fürchterlich; immerwährendes Trinken konnte doch den Durst nicht stillen, noch die Glut in meinen Adern fühlen. Bertin und Husaren wachten bei mir während dieser gräßlichen Nacht. Gegen Morgen stürzt ein Soldat in's Zimmer und ruft: „Der Feind wird gleich bei der Mühle sein! Wir retiriren.“ Gott, in welchem Elend war ich da! Die Angst gefangen zu werden, gab mir noch so viel Besinnung, den Müller, der flüchten wollte, endlich zu bewegen, mich auf's Schnellste fortzubringen. Er holte einen Schiefkaren; man legte mich darauf; ich frage wo Bakaew bleibt? „Er ist schon todt,“ sagt man und trägt mich eben an dem theueren Leichnam vorüber. Auf meine Bitte legte man mich über ihn hin, und so starrete ich lange in das ruhige blasse Gesicht des Freundes. Er hatte sich verblutet, obgleich er von Aerzten verbunden worden war. O Himmel, dachte ich, warum habe ich nicht auch in der Nacht sterben können! Jetzt wäre ich glücklich, hätte keine Schmerzen, kein Elend mehr zu dulden! — Das Georgenkreuz lag ihm auf der Brust und war noch im Tode ein Zeichen seiner vorigen Tüchtigkeit. Ich befahl, ihn zur Erde zu bestatten, und gerührt trugen ihn die Husaren in den Garten, wo schon Andere das Grab gegraben. Ich sah mich schon von dem Müller fortgeführt und rief dem Todten noch ein Lebewohl zu. Bertin mußte zurückbleiben und der einfachen Ceremonie beiwohnen, nach deren Beendigung er mir nach dem

Städtchen Röttha folgte. Man fuhr mich durch Wiesen, um die Erschütterung auf dem steinigem Wege zu vermeiden; doch war es kaum zu ändern, daß nicht das Rad manchmal auf Wurzeln stieß oder über ungleiche Stellen ging und meine zerschmetterten Knochen sich an einander rieben. Während ich so halb besinnungslos transportirt wurde, kamen Bauerweiber gegangen, hielten den Schiebkarren an und streichelten dem Verwundeten das Gesicht mit dem Ausruf: „Das arme junge Blut, auch todt!“ Dadurch aus meiner Ohnmacht erweckt, schlug ich die Augen auf und schrie mit Anstrengung meiner letzten Kräfte: „Nein, er lebt!“ Die Weiber aber, voll Schreck, sprangen mit Geschrei zur Seite. Von der Mühle waren es zwei Stunden nach Röttha. Der Soldat hatte falsch berichtet, daß der Feind uns zurückdränge; denn wir kamen auf Stellen, wo man in der Entfernung das Schlachtfeld sehen konnte, und fanden eher unsere, als die feindlichen Linien vorgerückt. Indessen freute es mich, daß wir die Mühle so bald verlassen, da es doch wahrscheinlicher war, daß ich in Röttha ärztliche Hilfe finden würde. Ich ließ mich im ersten besten Hause niederlegen; doch auch hier kein Arzt! Zweimal vierundzwanzig Stunden lag ich in dem erbärmlichsten Zustande der Welt unverbunden da, hatte mir den Tod gewünscht und konnte nicht sterben! Endlich öffnet sich die Thüre; ich versuche hinzusehen und erkenne Martini, unseren Regimentsarzt. Er hatte mich lange vergebens gesucht und endlich fand er mich, aber in einem Zustande, daß er bald die Hoffnung verlor, mich zu retten. Der brave Mann versuchte es doch, stillte das fließende Blut, gab mir allerhand stärkende Mittel, um mein beinahe erloschenes Leben noch einige Stunden lang zu erhalten. Es gelang ihm, und unter namenlosen Schmerzen und Höllequalen erreichte ich den sechsten Tag. Martini schien unruhiger, als jemals, und kündigte mir endlich an, daß heute noch der Arm abgenommen werden müßte. Nachher erfuhr ich erst, daß der Brand schon in die Wunde geschlagen und ich in vierundzwanzig Stunden todt gewesen wäre, hätte man nicht auf's Schleunigste die Amputation gemacht. Ich hielt Alles für unnütz und kam endlich auf den Gedanken, mich nicht länger zu quälen und auf eine gewaltsame Art meinem Leben ein Ende zu machen. Meine Phantasie malte sich diesen Plan mit unnennbarer Freude aus; ich fühlte mich sogar wohler. Doch selbst konnte ich meinen Vorsatz nicht ausführen; daher bat ich den Arzt mit dringendem Verlangen, mir Gift zu geben. Er machte mir über meine Muthlosigkeit die bittersten Vorwürfe. Ich suchte ihm zu erklären, daß ich durch meinen Tod sogar eine liebende

Mutter schonen würde, die unvergleichlich mehr bei dem Anblick eines elenden verstümmelten Sohnes leiden mußte, als wenn sie die Ueberzeugung besäße, er sei auf dem Felde der Ehre nach kurzem Leiden gestorben. Doch überzeugte ich den braven Mann nicht, und er machte Anstalten zur Operation. Ich entschloß mich, Alles standhaft zu ertragen und mit gleichgiltigem Gesicht mich endlich doch zu Tode martern zu lassen. Man trug mich von meinem Strohlager weg und setzte mich auf einen Stuhl. Martini suchte in seinen Instrumenten, während einige österreichische Aerzte mich hielten. Ich sah ihn das Eisen ansetzen, schneiden, das Blut der Pulsader strömen, und vom Schmerz überwältigt verließen mich die Sinne. Durch allerhand Stärkungsmittel dem Tode wiederum entrisßen, sah ich, erwacht, den Arm bereits vor mir liegen und fand mich selbst verbunden. Ich faßte wieder Hoffnung und dankte herzlich dem guten Martini. In den ersten Tagen nach der Operation hatten sich die Schmerzen vermehrt. Doch das Schrecklichste war überstanden, und die Ueberzeugung, ich könnte noch leben, meiner geliebten Mutter mich wiedergeben, manches Glück noch in dieser Welt genießen, Alles dies brachte mich in eine sanfte wehmüthige Stimmung, beruhigte mein Gemüth und ließ mich still dulden. Ja, sogar das Bewußtsein, dem Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben, mischte in meine Leiden so manchen frohen Augenblick. Acht Tage hatte ich in Rötha gelegen und wurde dann auf Martinis Verlangen nach Leipzig getragen, welches ungefähr fünf Stunden entfernt liegt. Hier befiel ich dreimal am Nervenfieber. Martini behandelte mich mit großem Glück und seltener Geschicklichkeit. Indessen noch immer behaupteten die Aerzte, ich sollte und müßte schon an der Eiterung allein sterben. Mit jedem Tage jedoch nahmen die Kräfte zu und mit ihnen zugleich wuchs die Sehnsucht nach Gesellschaft und Mittheilung. Martinis Freude darüber war unaussprechlich. Nach zehn Wochen konnte ich endlich wieder an die Luft gehen; doch griff mich jede solche Bewegung noch sehr an. Frohsinn stellte sich allmählig wieder ein und, als ich ein anderes Quartier in der Grimmaschen Gasse, der belebtesten Straße von Leipzig, bezogen, wuchs meine Gesundheit sichtbar. Nach und nach wurde ich der Freude wieder zugänglich und versuchte durch Erziehung der linken Hand den Verlust der rechten zu vergessen. Ich konnte wieder schreiben und schrieb nun selbst der besorgten guten Mutter, die ich durch Martini hatte von meinem Unglück benachrichtigen lassen.“

Noch in Leipzig während des Märzmonats 1814 hatte er die ersten Versuche im Zeichnen mit der linken Hand gemacht, Bleistiftportraits nach

der Natur, während wir nur einige wenige Zeichnungen in Blei und Aquarell von seiner rechten Hand aus der Zeit des Marsches im Vorjahre besitzen.

Mit den übrigen verwundeten Offizieren der russischen Armee wurde Neutern der um diese Zeit durch Leipzig nach Baden-Baden reisenden Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Alexanders I., vorgestellt. Und dies hatte zunächst für Neutern die Folge, daß er bald darauf bei seiner Durchreise durch Weimar, begünstigt durch die gütige Protection der Kaiserin, auch von der Frau Großfürstin Maria Pawlowna, der Gemahlin des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar empfangen wurde. Von seinem Aufenthalte an letzterem Orte ist vor Allem zu bemerken, daß er an der großherzoglichen Tafel Gelegenheit fand, Goethe, wenn auch nur flüchtig und vorübergehend, kennen zu lernen, sowie daß er von dessen Liebenswürdigkeit und männlicher Würde sich ungemein angezogen fühlte.

Als nach dem mittlerweile am 30. Mai u. St. des genannten Jahres geschlossenen Frieden zu Paris Kaiser Alexander mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinen Besuch in England abgestattet hatte und das Hauptquartier der in die Heimath zurückmarschirenden russischen Truppen sich in Bruchsal befand, wünschte die Kaiserin, daß Neutern sich ebenfalls dort einfänden sollte, um durch den Feldmarschall Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Ueber die in der Folge stattgehabte Audienz bei seinem Kaiser schreibt er der Mutter: „Ich sehe ihn noch, wie er auf mich zukam, theilnehmend nach meiner Wunde fragte, seine Hand auf meiner Schulter ruhte, und in seinen Blicken segensreiche Milde glänzte; wie er die Aeußerungen eines treuen, für ihn und seine große Sache begeisterten, Soldaten gütig erwiderte; wie er mich aufforderte, eine Bitte für mich zu thun, und ich, glücklich in seinem Dienst und stolz auf seinen Ruhm, nur bitten konnte, daß er mir noch mit einem Arme fortzudienen erlauben möchte! Ich sehe ihn noch, wie er mir damals freundlich zuwinkte und, im Weitergehen sich wieder zurückwendend, sein Blick noch auf mir ruhte.“

Bei dieser Gelegenheit erhielt Neutern einen Urlaub auf unbestimmte Zeit bis zu seiner völligen Genesung, welche er zunächst mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betreiben wollte. Im August desselben Jahres machte er dann, um einem früheren Versprechen nachzukommen, einen kurzen Besuch bei der Schwertzell'schen Familie auf deren Schlosse zu Willingshausen und sah da zum ersten Male die jüngste Tochter derselben,



Charlotte, welche sechs Jahre später seine Frau werden sollte. Nicht lange aber durfte er in diesem, ihm mit jedem Tage lieber werdenden Verwandtenkreise zubringen; denn er mußte zu der nach Rußland ziehenden Armee stoßen und konnte dabei gleichzeitig sein Verlangen nach einem Wiedersehen mit seiner Mutter endlich in Erfüllung gehen sehen. In Livland blieb Neutern bis zum Februar 1815, worauf er, körperlich einigermaßen gekräftigt, seinem militärischen Berufe getreu, sich wiederum zum Dienste im Hauptquartier zu Warschau meldete. Da aber der Frontdienst, seiner Verwundung wegen, für ihn unmöglich geworden war, gelang es ihm, als Adjutant bei dem Fürsten Barklay einzutreten.

Als Napoleon am 26. Februar n. St. 1815 seinen Verbannungsort, die Insel Elba, verlassen und am 1. März bei Cannes gelandet war, brach auch der Feldmarschall mit seinem Stabe aus Warschau auf und Neutern folgte dem Hauptquartier zu Pferde bis nach Melun in Frankreich, wo dasselbe seinen derzeitigen Standort nahm. Von hier aus besuchte er Paris, dessen Kunstschätze ihn gewaltig interessirten und unter welchen er die ihm bisher nur vom Hörensagen bekannten Meisterwerke eines Raphael, Rubens, Albrecht Dürer, Kranach zc. zu Gesicht bekam. Als hierauf nach der zweiten Einnahme von Paris am 1. Juli n. St. des erwähnten Jahres, sich im Herbst die russische Armee zur Heimkehr in's Vaterland anschickte, erhielt Neutern wiederum einen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland. Er eilte nach Baden-Baden, um sich von der Kaiserin Elisabeth zu verabschieden. Bei der Durchreise durch Heidelberg begegnete er auf den Arkaden im Schloßgarten ganz unerwarteter Weise Goethe, einen Knaben an der Hand haltend. Ueber dieses Zusammentreffen schreibt er: „Man denke sich meine freudige Ueberraschung! Nach freundlichen Umarmungen und theilnehmenden Fragen, die er mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit an mich that, waren wir mit einander an das Geländer der Arkaden getreten. Dort nun sich anlehnend, sprach in gemüthlicher Stimmung der liebe große Mann zu mir mit der lebenswürdigsten Vertraulichkeit. Ach, ich hatte ihn nie so gesehen und war außer mir vor Entzücken! Der herrliche Morgen schien auf ihn kräftig zu wirken, daß sein weit umfassender Geist mächtig in ihm herrschte. Aus seinen Augen glänzte sein innerer Reichthum, während mild und einfach die größten Wahrheiten über seine Lippen strömten. Ich wagte es, ihn um Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle über die uns umgebende Natur zu bitten; er gewährte freundlich und nahm behaglich und ruhig das

Wort. Was er da sagte, ich weiß es nicht mehr wörtlich, aber mir gingen erst jetzt Herz und Augen auf über Das, was ich sah! Wie Alles, was ich früher nur dunkel geträumt von Schönheit, Kraft, Maafß mir nun so deutlich wurde! Eine göttliche Regel, ein Gesetz, erkannte ich in der ganzen Schöpfung und ich sah, wie mit neuen Augen in die himmlische Natur, in der mir nun Alles erklärt war. Unglücklicherweise für mich, näherte sich uns jetzt eine Familie, welche Goethe aus seinen Betrachtungen herausriß, und als er sie erkannte, mich derselben vorstellte. Ich hielt es für besser mich zu entfernen, und beim Abschied nahm mir Goethe das Versprechen ab, bei meiner Durchreise nach Rußland, ihn in Weimar zu besuchen, was ich denn von ganzem Herzen versprach.“

Nach einem längeren Aufenthalte bei seinen Verwandten in Willingshausen und einer Rheinreise, die den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machte, wovon 24 Bleistiftzeichnungen Zeugniß ablegen, begab sich Neutern nach Dresden, nicht ohne zuvor in Weimar der Einladung Goethes Folge zu leisten. Ueber diese Begegnung bemerkt er in seinen Tagebuchnotizen nur ganz kurz: „Er war wohl recht gemüthlich, doch nicht so, wie an jenem Morgen in schöner Gegend unter Gottes freiem Himmel“.

Die in der Dresdener Gemäldegalerie gewonnenen Eindrücke schildert Neutern folgendermaßen: „Es ist doch Etwas gar Erquickliches für Geist und Herz, die Producte reiner und edler Kunst zu schauen, und da liebe ich ganz besonders die italienischen Arbeiten. Es liegt in ihnen die große Natur, aber eine hohe, erhabene, göttliche Natur, die das Mangelhafte unserer Erde vergißt und im göttlichen Ideal dieselbe uns dennoch treu zeigt. Die niederländischen Gemälde sind für eine einfache und genügsame Seele das Schönste, das Vortrefflichste, indem sie uns die gemeine, die einfache Natur vor Augen führen und Das, was täglich sich zuträgt und gesehen wird, auf das Treueste nachbilden. Aber schade bleibt es doch immer, daß ihr Ideengang nicht höher steigt und nur das Schmutzigste, Gemeinste und Gewöhnlichste aus ihrem vortrefflichen Pinsel hervorgeht! Das Wirken des Menschen ist größtentheils elend und nichtig; warum also Dieses auch noch in der Kunst, die so edel ist, daß sie bis in's Göttliche steigen kann, uns zeigen? Unsere Seele trägt in sich Etwas Göttliches. Sie sieht eine freundliche Gegend, gute Menschen u. s. w. durch ihren inneren Adel in dem schönsten Lichte; sie lebt weniger mit dem Weltkörper, als mit dem Weltgeiste, und freut sich an dem Weltkörper, als an einem Werk des großen Geistes, durch den Alles geworden. In dem Wunsche,

Alles zu verherrlichen, dem inneren Ideal näher zu führen, sieht der Mensch oft mehr im Andern, als da ist. Der Abglanz seines Inneren zeigt ihm jeden Gegenstand in vollkommener Schönheit. Da nun die Kunst unseren gestaltlosen Träumen Formen geben kann, die unser Ideal erreichen, so müßte sie auch nur zu diesem edlen Zwecke sich hergeben und solche Bilder schaffen, wie sie in der italienischen Schule mehr gefunden werden. — Die göttliche Madonna weckt in jedes Menschen Brust ein Gefühl von Andacht, Gedanken an Gott und die Erkenntniß der Glückseligkeit, über Erden-schwächen erhaben zu sein. Ihre Gestalt ist die des schönsten Weibes, aber so edel, so hehr, daß man in ihr ein höheres Sein erkennen muß. Das Christuskind auf dem Arme ist ganz wunderbar; aus den Augen strahlt eine solche Göttlichkeit, daß die Hülle zu vergehen scheint; denn kaum könnte sie den Geist ertragen, umschließen. Die anderen zwei knieenden Gestalten sind in größter Andacht hingefunken, und die Gesichter der Engel im Vordergrund, die zur Himmelskönigin aufschauen, verbinden Kindlichkeit mit dem Ernste, die Nähe der Gottheit fühlend. Die ganze Luft besteht aus kaum bemerkbaren Engelsköpfchen. Der Hauptton dieses wunderherrlichen Bildes ist so kalt, so rauh, so wenig unserem irdischen Luft- und Lichtton ähnlich, daß man in neue unbekante Luftträume zu sehen glaubt, in denen ruhig die Madonna heranschwebt. Der reine kalte Aether weht das Gewand weg und hebt das Haupthaar des Kindes ein wenig; auch erkennt man an den Gesichtern das Wehen der reinen Himmelsluft. Ach, man kann nicht von dem Bilde weg, wenn der Geist endlich das Ganze wieder gefaßt hat!“

Nach einigen genußreichen Tagen in Dresden reiste Neutern über Kalisch nach Riga und traf nach einer mehr als fünfswöchentlichen Reise in Loddiger zu längerem Aufenthalt ein.

Bei der Theilung des väterlichen Erbes in den Besitz des Gutes Nyasch gelangt, lag es nun gleichwohl nicht in seiner Absicht, sich fortan ausschließlich der Beschäftigung mit der Landwirthschaft hinzugeben; vielmehr glaubte er in der weiteren Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen die Aufgabe seines Lebens zu erkennen, war sich aber zugleich dessen wohl bewußt, daß hierzu ernste Studien während eines verlängerten Aufenthaltes im Auslande unerläßlich sein würden. Um in der angedeuteten Absicht einen ferneren Urlaub für eine Reise nach Deutschland zu erlangen, begab er sich zu Ostern 1817 nach St. Petersburg, wo er alsbald durch die gnädige Vermittelung der Kaiserin alle seine Wünsche in dieser Beziehung

erfüllt sah. Auch in anderer Weise wirkte der damalige Besuch in der Hauptstadt belebend auf Neuterns Geist, indem er unter Anderem die Bekanntschaft des Grafen Tolstoi und dessen Vasreliefs, Scenen aus der Odyssee darstellend, machte, deren hauptsächlichste er, auf Bitte des Grafen, bei der Durchreise durch Weimar Goethe zu überbringen hatte. Sodach verließ er im October Livland, entledigte sich seines Auftrages bei Goethe in Jena und bekam von demselben bei dieser Gelegenheit höchst belehrende, auf seinen Entschluß, sich ganz der Kunst zu weihen, entscheidend einwirkende Aeußerungen über Malerei und Gegenstände der Aesthetik zu hören, welche seinen künstlerischen Bestrebungen einen immer festeren Boden verliehen. In Folge obiger Gespräche mit Goethe glaubte Neutern nun fürs erste ausschließlich an seine künstlerische Ausbildung denken zu müssen. Darum gab er vorläufig seine Absicht, nach Italien zu gehen, bis auf Weiteres auf, weil er sich für noch nicht genügend vorbereitet dafür hielt; vielmehr widmete er sich in Berlin bis zum Mai 1818 ernstlichen wissenschaftlichen Studien auf den Gebieten der Kunst und der Geschichte.

Gelegentlich eines, von Berlin aus unternommenen längeren Besuchs in Billingshausen machte er die Bekanntschaft des der Schwerkell'schen Familie nahe befreundeten damaligen Capitäns und Lehrers der Mathematik an der Kasseler Kriegsschule, Josephs von Radowiz. Durch den Umgang mit diesem, ihn im höchsten Grade anziehenden Manne und dessen Urtheil über den Gang seiner ferneren Studien wurde er unter Anderem auf die Naturwissenschaften hingewiesen und sein Interesse dafür derart geweckt, daß er, statt in Berlin weiter zu studiren, zur Förderung der ihm angeborenen Vorliebe für die Natur und ihre Erkenntniß, die Universität Heidelberg bezog. In jener Zeit entspann sich zwischen Radowiz und Neutern, zwei anscheinend sehr verschiedenen, ja einander in mancher Hinsicht widersprechenden, aber durch gleichartige Gesinnung dennoch übereinstimmenden Charakteren, ein Freundschaftsbund für's ganze Leben.

In Heidelberg hörte Neutern bei den Professoren Leonhardt, Gmelin und Tiedemann Mineralogie, Anatomie und allgemeine Naturgeschichte, sowie bei dem Professor Kreuzer Vorlesungen über Symbolik und Archäologie der Kunst. Gleichzeitig lebte er in engem geselligem Verkehr mit daselbst studirenden Landsleuten, unter denen er in seinen Briefen namentlich hervorhebt: Otto von Taube, Rudolph von Patkul, Graf Reinhold Stackelberg, Staden, Gulewsky und Nembert von Schoulz. Neutern wohnte in Heidelberg's Hauptstraße beim Bäcker Ritzhaupt,

wo die Zusammenkünfte der Livländer stattfanden und regelmäßig Abends Shakespeares Dramen gemeinsam gelesen wurden. Auch zeichnete er hier mehrere Ansichten aus seinem Hause und malte in Aquarell ein Panorama, von der Neckarbrücke aus gesehen, ferner Ansichten bei Gelegenheit von Ausflügen in die Umgegend und nach dem Odenwald. Die Weihnachtsferien brachten ihn dann wieder nach Willingshausen und, da ihm mittlerweile Bestimmteres über die Ertragsfähigkeit des Gutes Nyasch mitgetheilt worden war, was, verbunden mit einer für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste in Aussicht stehenden Pension aus dem Reichsschatze, ihm eine gesichrtere Zukunft versprach, so konnte er sich dem Gedanken hingeben, daß die Zeit nun auch nicht mehr ferne sei, wo er die schon lange gehegte Absicht, sich mit dem Fräulein Charlotte von Schwergell zu verloben, ausführen dürfe. Vorher aber sollte noch, nach dem Schluß des Sommersemesters 1819, die längst geplante Reise nach Italien, auf die er sich bis hierzu vorbereitet hatte, gemacht werden, doch stellten sich derselben jetzt wiederum unübersteigliche pecuniäre Hindernisse entgegen. Statt ihrer unternahm er in Begleitung zweier hessischen Freunde eine Fußreise durch die Schweiz und hoffte dabei, bis nach Mailand vordringen zu können. In den ersten Tagen des Septembers begaben sich die Reisenden nach Stuttgart, wo sie unter Anderem Danneckers berühmten Christus bewunderten. In einem Briefe an seinen Freund Taube beschreibt Neutern den empfangenen Eindruck folgendermaßen: „Danneckers Christus ist ganz wunderbar und, ich möchte sagen, ein Repräsentant unseres frommen und seelenvollen Jahrhunderts. Er steht als verkörperte Lehre Christi da, in der schönen Milde, Würde und dem rührenden Ernste des Mittlers, der Nichts sein will, als der Weg zum Ewigen. So hat sich Dannecker ihn gedacht und diesen großen und natürlichen Gedanken spricht die Gestalt, Stellung und die ganze Linie aus, in welcher sich diese herrliche Bildsäule zu bewegen scheint. Die rechte Hand nähert sich sanft der Brust; die linke deutet nach oben; der Kopf ist sanft geneigt und sieht wehmüthig ernst herab. Auf den linken Fuß gestützt (doch nicht fest ruhend; denn er soll, wie heraufgezogen, gehn), zieht er das rechte Bein nach sich, und so entsteht die schöne Linie, aufsteigend, die der Idee des Heilandes entspricht. Das Modell ist noch nackt; die Draperie wird einfach und in grandiosen Falten herabfallen. Es ist das lange wollene orientalische Kleid. Lange einfache gerade Falten werden der Gestalt noch mehr Geisterhaftes geben und zugleich als würdige Verhüllung

des schönen Leibes dienen. Bei dem Beschreiben davon geht es, wie mit allem Höchsten, daß am Ende keine Worte, keine Zergliederungen mehr ausreichen. Das ist ja auch Das, was der Künstler unbewußt hereinlegte, was der göttliche Funke seines Genies schuf!“ Von Stuttgart gings an die Ufer des Genfersees, dessen Herrlichkeiten von Lausanne aus sich den staunenden Blicken der Reisenden auf die überraschendste Weise darboten. Von hier aus begaben sie sich nach Thun, wo ihnen die Alpen zum ersten Male in ihrem wunderbaren Farbenspiel entgegentraten. Ueber den Simplon stiegen sie bis Domodossola hinunter, besuchten die Borromäischen Inseln sowie Mailand, und kehrten über den Luganer See und die an kriegerischen Erinnerungen aus dem Anfange des Jahrhunderts so reiche St. Gotthardstraße nach Heidelberg zurück.

Nach dieser Reise sehen wir Neutern ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, nunmehr gänzlich aus dem Militärdienste auszuscheiden und die früher nur vorübergehend gehegte Absicht verfolgen, nach seiner Verheirathung auf seinem Landgute, an welches ihn die auf sein Gemüth den allerstärksten Einfluß ausübenden Bande von Heimath und Familie fesselten, fortan der Landwirthschaft zu leben. Bei derartiger Ausgestaltung seiner Zukunft hoffte er, gleichzeitig seinen künstlerischen Neigungen nachgehen zu können. Zu dem Ende verabschiedete er sich in Willingshausen von der Geliebten und eilte, nach kurzem Aufenthalte bei seiner Mutter in Loddiger, nach St. Petersburg, woselbst er sich um eine Audienz bei der Kaiserin bewarb und durch deren hohe Fürsprache im December 1819 seinen Abschied aus dem Militärdienste als Rittmeister der Garde oder Obrist-Lieutenant der Armee mit dem Rechte, die Uniform des Regiments zu tragen, und mit seinem bisherigen vollen Gehalt im Betrage von neunhundert Rubeln Silber, sowie einer jährlichen Pension von dreihundert Rubeln Silber aus dem Invalidenfonds, erlangte.

(Fortsetzung folgt).



## Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart.

Thus every part was full of vice  
Yet the whole mass a paradise.  
Mandeville, (the fable of the bees.)

Vor dreiundzwanzig Jahren ist in deutschen Landen ein Mann mit philosophischen Schriften aufgetreten und hat durch das Verfechten von bisher unerhörten Meinungen, wie auch durch einen Geistreichtum ohne Gleichen und Beispiel nach einer Wirksamkeit von kaum zwei Decennien so glänzende Spuren hinterlassen, daß die Mitwelt noch geraumer Zeit bedürfen wird, um sich über ihn zu beruhigen und ihn vielleicht ad acta zu legen. Dies war der Baseler Professor Friedrich Nietzsche, der Sohn eines protestantischen Pfarrers. Interessant ist er durch die eigenthümliche Art seiner Auflehnung gegen den Zeitgeist, durch die besondere Richtung der Reaction, welche die ungesunden Neigungen der Gegenwart gerade in ihm angeregt haben, ohne daß er darum an seiner Person die Signatur des Jahrhunderts verleugnet, ohne daß er aufhört — selbst wo er es am wenigsten wahr haben will — ganz und gar ein Kind seiner Zeit zu bleiben. Er ist es so sehr, daß — *si parva licet magnis comparare* — man sich sagen muß: wie nur zur Zeit der Sophisten Sokrates kommen konnte, so konnte auch nur in der modernen Gesellschaftsordnung mit ihren Sociologen und Socialisten Friedrich Nietzsche geboren werden. Doppelt interessant muß er aber werden, wenn man ihn einem gleichzeitig wirkenden großen Dichter und Pädagogen, dem Grafen L. N. Tolstoi, gegenüberstellt: einem Manne, der ebenso sehr gegen den Strom des Jahrhunderts ankämpft, ebenso aufrichtig und redlich, ebenso künstlerisch beanlagt ist, ebenso unablässig sich abmüht, die franke Zeit zu heilen, ja auch ebenso der Majorität zum Aergerniß wird; und bei dem dennoch dieselben Ursachen total entgegen-

gesetzte Wirkungen gehabt haben; einem Manne, der in seiner Person wie in seinen Meinungen ein so vollendetes Widerspiel von Nietzsche darstellt, daß man grübelnd vor der Frage stehen bleibt, wie nur dieselbe Sonne an dem einen Baume der europäischen Cultur so verschiedene Früchte zeitigen konnte?

Bevor zunächst eine kurze Darstellung von Nietzsches Lehren aus allen seinen Werken, vorzüglich aber aus den letzten und reifsten „Also sprach Zarathustra“, „Jenseits von Gut und Böse“ und „Genealogie der Moral“ versucht wird, ist für Freunde der Polemik Folgendes zu bemerken. Die aphoristische Form, in welche fast alles, was unser Philosoph veröffentlicht hat, gefaßt ist; die Gewohnheit, seine Gedanken, so wie sie ihm entsprangen, niederzuschreiben ohne sie in der Ordnung eines vorgezeichneten Systems unterzubringen, machen es erklärlich, daß seine Werke an Widersprüchen ganz besonders reich sind; daher zu manchen Citaten, die zur Begründung einer bestimmten Ansicht über ihn angeführt werden sollen, leicht von Nietzsches Gegnern sich Gegenstellen nennen lassen; so daß ein Spruch den andern schlägt, und der Philosoph sich in ein Nichts aufzulösen schiene. — Allein dem wäre entgegenzuhalten, daß — den redlichen Willen vorausgesetzt — von kritischem Scharfsinn selten ein verfehlterer Gebrauch gemacht worden ist, als zum Aufklauben von kleinen Lücken, Unvollkommenheiten und Selbstwidersprüchen aus dem großen Zusammenhang einer Weltanschauung, die in der Einheit einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Halt findet. Am erspriesslichsten bleibt es immer, den fremden Worten — selbst wenn sie sich widersprechen — den vernünftigsten, natürlichsten und in sich einigsten Sinn unterzulegen, der sich irgend nur hineininterpretiren läßt; denn in ihrem Denken und Ahnen haben die Philosophen sicherlich alle von der Wahrheit mehr befaßt, als ihnen der spröde Stoff der Sprache den Lesern zu übermitteln gestattete. Ist es nicht ein Act der elementarsten Gerechtigkeit, dieses wenige zum mindesten unverkümmert und reinlich darzustellen und das bleibende Verdienst, das Sandkorn aufzuweisen, das der Philosoph zum Bau der Ewigkeiten beiträgt? Die Widersprüche mögen indessen auch berücksichtigt werden, jedoch nur so weit sie fundamental sind, selbst beim besten Willen sich nicht lösen lassen und außerdem in ihren Konsequenzen die Unhaltbarkeit des ganzen philosophischen Gebäudes zeigen. Auf der anderen Seite mögen nun wieder die Nietzscheaner — und es giebt deren nicht wenige — zu den Folgerungen, die wir aus seinen Worten ziehen, mit der Leidenschaft von Neophyten



einwerfen, wir hätten ihren Herrn und Meister einfach nicht verstanden und werden vielleicht Gegencitate anführen; und hierin reden sie allerdings ganz im Sinne des Meisters selbst, der uns besonders gern erzählt, wie jeder große Mann — also vor allem er selbst — es liebt sich des Verstecktes und der Maske zu bedienen, da es ihm widerstehe von diesem und jenem verstanden zu werden; er schreibe ja auch nicht für diesen und jenen, und auch hinsichtlich seiner Freunde sorge er immer dafür, daß ihnen ein Spielraum und Tummelplatz für Mißverständnisse offen bleibe. Beiläufig erinnern wir uns bei dieser Sucht der Jünger, à tout prix zu rechtfertigen, Nietzsches eigener Worte („Menschliches, Allzumenschliches“ B. II, p. 176) „Singvögel. — Die Anhänger eines großen Mannes pflegen sich zu blenden, um sein Lob besser singen zu können.“ Denn wir kennen sie ja, diese treuherzige Coquetterie der Philosophen mit dem Nicht-verstanden-werden! schon längst, schon von Hegel her ist sie beliebt. Hegel sagte: „Niemand hat mich verstanden, einer hat mich nur verstanden, und der hat mich nicht recht verstanden;“ und gab damit — consequent bis zum letzten Athemzuge — wieder ein Beispiel des dreitactigen Stückschrittes seiner Begriffsentwicklung. Schopenhauer im Gegentheil war stolz darauf den Leuten gezeigt zu haben, man könne sehr ernsthaft philosophiren ohne weder langweilig noch unverständlich zu werden. Im vorliegenden Falle wird übrigens ohne Mühe sich jeder davon überzeugen, daß leichter, klarer und faßlicher als Nietzsche noch kein Denker geschrieben hat; es müßte also sehr am guten Willen fehlen, wenn man ihn ganz und gar gelesen hat und doch nicht versteht.

## I.

So mannigfaltig auch die Fragen sind, denen Nietzsche seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, so bleiben doch die meisten philosophischen Wissenschaften von ihm fast unberührt. Die Logik interessiert ihn nicht; auf die Aesthetik fallen nur Streiflichter; Die Rechtsphilosophie steht ihm fern; was aber am beachtenswerthesten ist: er bietet keine Metaphysik, mißt ihr auch keine Bedeutung bei. Und zwar geschieht dies nicht in der Art, wie bei Schopenhauer, wo nur der Name „Metaphysik“ verpönt ist, im Grunde aber doch eine Metaphysik, eine Lehre von jenem Ewigen und Höheren, das hinter der sinnenfälligen Erscheinung sich verbirgt, — wenigstens als eine Belehrung über das, was es nicht sein kann, geboten wird. Nietzsche lehnt wirklich alles Jenseitige ab und behandelt nur irdische Probleme;

er rät: („Zarathustra“ p. 9) „Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.“ Ja unser Philosoph leitet sogar — obgleich ein eifriger Gegner alles Materialismus — die Metaphysik aus den Träumen ab. So z. B. („Menschliches“ B. I, p. 25): „Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher uranfänglicher Cultur eine zweite reale Welt kennen zu lernen; hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlaß zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traumes zusammen.“ Ebendort p. 28 spricht er „Von der Harmlosigkeit der Metaphysik in der Zukunft: Sobald die Religion, Kunst und Moral in ihrer Entstehung so beschrieben sind, daß man sie vollständig sich erklären kann, ohne zur Annahme metaphysischer Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn seine Zuflucht zu nehmen, hört das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom „Ding an sich“ und der „Erscheinung“ auf. Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral rühren wir nicht an das „Wesen der Welt an sich;“ wir sind im Bereiche der Vorstellung, keine „Ahnung“ kann uns weiter tragen. Mit voller Ruhe wird man die Frage, wie unser Weltbild so stark sich von dem erschlossenen Wesen der Welt unterscheiden könne, der Physiologie und der Entwicklungsgegeschichte der Organismen und Begriffe überlassen.“ So bleiben schließlich die Zweige der Philosophie zur Behandlung übrig, die uns alle am meisten angehen und den Interessen des Lebens am nächsten stehen: Psychologie und Moral. Indessen auch die Psychologie als Lehre von der Seele im Allgemeinen, von der Möglichkeit einer Seele überhaupt, ihrer geistigen oder materiellen Beschaffenheit, Unsterblichkeit oder Vergänglichkeit, ihrer Entstehung u. s. w. wird nur gelegentlich mit einigen halbironischen Bemerkungen abgethan. Denn da nach Nietzsche („Jenseits von gut und böse“ p. 25) Begriffe wie „sterbliche Seele“ und „Seele als Subjectvielfheit“ und „Seele als Gesellschaftsbau der Triebe und Affecte“ fürderhin in der Wissenschaft Bürgerrecht haben sollen, so sei es ein trübseliger Stolz, eine unsterbliche Seele zu haben; freuen wir uns vielmehr, daß wir unzählige unsterbliche Seelen haben. Eben die Seele als Gesellschaftsbau von Trieben wird mit dem Tode allerdings aufgelöst, aber die einzelnen Triebe, aus deren Zusammenspiel der Schein der Einheit entstand, leben doch in der übrigen Welt des Lebendigen, in den anderen Wesen weiter, sind also unsterblich. Immerhin nimmt, wie gesagt, auch

diese Psychologie unseren Philosophen nur wenig in Anspruch, und ebenso kann er der physiologischen Psychologie, wie Wilhelm Wundt sie behandelt hat, keinen Geschmack abgewinnen. Was er unter seiner neuen Wissenschaft der Psychologie versteht ist uns allen viel näher bekannt. Einmal äußert er sich so darüber: („Jenseits“ p. 71). „Die menschliche Seele und ihre Grenzen, der bisher überhaupt erreichte Umfang menschlicher innerer Erfahrungen, die Höhen, Tiefen und Fernen dieser Erfahrungen, die ganze bisherige Geschichte der Seele und ihre noch unausgetrunkenen Möglichkeiten: das ist für einen geborenen Psychologen und Freund der „großen Jagd“ das vorbestimmte Jagdbereich. Aber wie oft muß er sich verzweifelt sagen: ein Einzelner! ach nur ein Einzelner und dieser große Wald und Urwald! Und so wünscht er sich einige hundert Jagdgehilfen und seine gelehrte Spürhunde, welche er in die Geschichte der menschlichen Seele treiben könnte . . . Doch dies hat seine Schwierigkeit, da mit der großen Jagd auch die große Gefahr beginnt: Um z. B. zu errathen und festzustellen, was für eine Geschichte bisher das Problem von Wissen und Gewissen in der Seele der homines religiosi gehabt hat, dazu müßte Einer vielleicht so tief verwundet, so ungeheuer fein, wie es das intellectuelle Gewissen Pascal's war: — und dann bedürfte es immer noch jenes ausgespannten Himmels von heller, boshafter Geistigkeit, welcher von oben herab dies Gewimmel von gefährlichen und schmerzlichen Erlebnissen zu übersehen, zu ordnen, in Formeln zu bringen vermöchte.“ Bei diesen Worten wird wol Manchem einfallen, welch ein Schatz von feinen Bemerkungen über die menschliche Seele, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Vorwärts- und gelegentlich Rückwärtsentwicklung nicht nur in den Aphorismen großer Philosophen — wie Schopenhauer und Leopardi — sondern noch überzeugender und eindringlicher in den Romanen vieler bedeutender Dichter niedergelegt ist. Dies umfassende Material, zu dem ja gerade Pascal's „Gedanken“ ein besonders werthvoller Beitrag sind, — mit eigenen Erfahrungen bereichert, durch große Zeiträume hindurch zu sichten und zu einem brauchbaren System zu ordnen: das scheint die neue Wissenschaft zu sein, deren Aufbau unserem Philosophen vorgeschwebt hat, die er allerdings nicht zu Stande bringt, als deren ersten Begründer er sich aber doch fühlt. So ist es nicht verwunderlich, daß auch die neuere Romanliteratur in seinen Werken einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Einmal bezeichnet er die französischen Romanciers Flaubert und Stendhal als die letzten großen Psychologen; wieder an einer anderen Stelle („Gögendämmerung“

p. 96) nennt er Dostojewsky den einzigen Psychologen, von dem er etwas zu lernen hatte: „Er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser tiefe Mensch, der zehnmal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen, hat die sibirischen Zuchthäusler, in deren Mitte er lange lebte . . . sehr anders empfunden, als er selbst erwartete — ungefähr als aus dem besten, härtesten und werthvollsten Holze geschnitten, das auf russischer Erde überhaupt wächst“. Schon aus diesem Wenigen ergiebt sich, daß für Nietzsche zwischen Psychologie und Moral keine Grenze existirt, und so gehört auch das Problem für ihn in die Seelenlehre, das mit Recht die Schwelle zu jedem Tractat über die Sittlichkeit bildet: das Problem der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Dogmatisch die Unfreiheit des Willens zu behaupten sei nicht möglich, da der Begriff der causalen Verknüpfung alles Geschehenden doch nur für uns eine Denknothwendigkeit sei, nur von unserer Vernunft erzeugt werde, außerhalb dieser aber vielleicht nicht vorkomme. Dies nachgewiesen zu haben ist auch fast das einzige Verdienst, das er Kant zugesteht. Völlig thöricht jedoch sei es, die Freiheit des Willens vertheidigen zu wollen. In „Menschliches“ p. 39 heißt es: „Der Glaube an die Freiheit des Willens ist ein ursprünglicher Irrthum alles Organischen, so alt als die Regungen des Logischen in ihm existiren; der Glaube an unbedingte Substanzen und an gleiche Dinge ist ebenfalls ein ursprünglicher, ebenso alter Irrthum alles Organischen. Insofern aber alle Metaphysik sich vornehmlich mit Substanz und Freiheit des Willens abgegeben hat, so darf man sie als die Wissenschaft bezeichnen, welche von den Grundirrhümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten“. Uebrigens wird unser Philosoph durch die bisherigen naturwissenschaftlichen Erklärungen des Lebens, die sich ohne die Freiheit des Willens behelfen, auch nur wenig befriedigt: „Was den berühmten Kampf um's Leben betrifft, heißt es „Gözendämmerung“ p. 66, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor aber als Ausnahme; der Gesamt-Aspect des Lebens ist nicht die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Ueppigkeit, selbst die absurde Verschwendung — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht . . . Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesezt aber es giebt diesen Kampf — und in der That, er kommt vor — so läuft er leider umgekehrt aus als die Schule Darwins wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen dürfte:

nämlich zu Ungunsten der starken, der bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachsen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer über die Starken Herr, — das macht, sie sind die große Zahl, sie sind auch klüger . . .“ Mit diesen Worten streift er einen Hauptpunkt seiner Lehre, daß nämlich nicht „der Wille zum Leben“, sondern der „Trieb zur Macht“ in der organischen Welt das Primäre ist („Jenseits“ p. 26): „Die Physiologen sollten sich besinnen, den Selbsterhaltungstrieb als cardinalen Trieb eines organischen Wesens anzusehen. Vor allem will etwas Lebendiges seine Kraft auslassen — Leben selbst ist Wille zur Macht —: Selbsterhaltung ist nur eine der indirecten und häufigsten Folgen davon“, und p. 37: „Die gesammte Psychologie ist bisher an moralischen Vorurtheilen und Befürchtungen hängen geblieben: sie hat sich nicht in die Tiefe gewagt; dieselbe als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse, — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift“. Man bemerkt leicht gegen wen er sich — bis zu dieser Erkenntniß gebieten — hier zum ersten Mal wendet: gegen Schopenhauer, den er in seinen ersten Werken pietätvoll gefeiert hatte und den er auch in den letzten noch seinen „großen Lehrer“ nennt. Man höre nur die erste seiner philosophischen Schriften, „die Geburt der Tragödie“ p. 117: „Da möchte sich ein trostlos Vereinsamter kein besseres Symbol wählen können als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn unser Dürer gezeichnet hat, den geharnischten Ritter mit dem erzenen harten Blicke, der seinen Schreckensweg unbeirrt durch seine grausen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Roß und Hund zu nehmen weiß. Ein solcher Dürerscher Ritter war unser Schopenhauer, ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen“. In der That hat Nietzsche viel mit seinem Lehrer gemeinsam oder von ihm beibehalten; so die Verachtung der Frauen, die er nur lieblich findet „hinter'm Gitter“, nur brauchbar, so lange der Mann sie in orientalischer Weise als sein verschließbares Eigenthum ansieht; woraus sich — beiläufig bemerkt — gerade die kritiklose Schwärmerei mancher Frauen für Nietzsche erklärt; eben nach Goethes Recept:

Doch wenn wenig dran gelegen  
Scheinet, ob er reizt und rührt,  
Der beleidigt, der verführt.

Gemeinsam ist beiden Philosophen auch das ungeheure Selbstbewußtsein; ja die Selbstanpreisung ersteigt bei dem Schüler sogar noch höhere

Gipfel als bei dem Lehrer. In einer seiner letzten Schriften, dem „Fall Wagner“ p. 48 sagt Nietzsche unverblümt: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen . . .“ Auch die Geringschätzung des Modernen und der „Jetztzeit“, unserer rührigen Scheincultur mitsammt dem Aufschwung von Technik und Mechanik ist bei Nietzsche wiederzufinden. („Zarathustra“ p. 67) „Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach! . . . Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung . . .“ — Was ferner der große Einsiedler von Frankfurt im Cultus des Genies leistete, seine Erkenntniß, daß die wenigen gewaltigen Persönlichkeiten, von dem großen Haufen, den Mittelmäßigen, der „Fabrikwaare der Natur“ mit flug verhehlttem aber um so ingrimmigerem Neid und Haß verfolgt und verleumdet werden, daß der verächtliche Pöbel und die Gemeinheit in dieser Welt die Regel bilden: alles dies kehrt bei Nietzsche — nur mit etwas weniger Giftigkeit — wieder, und es ist daher überflüssig dafür Belege beizubringen: alle Werke Nietzsches bieten ihrer die Menge, wie auch alle Werke Schopenhauers. Aber hier kommt nun der Punkt wo ihre Wege sich scheiden; hier muß nach der Lamentation über die Verderbtheit der Welt, nothwendigerweise die Frage gestellt werden: „Was sollen wir also thun? Wo liegt das Heil? und an diesem Scheidewege schlagen die Beiden so grundverschiedene Richtungen ein, daß sich wohl behaupten läßt: nur ein früherer Anhänger Schopenhauers, einer der aus seiner Schule hervorging, konnte sich ihm so schroff entgegensetzen; und Hegel, der große Schulmeister, wenn er vom Parnas oder Olymum oder wo er sein mag, sich das Schauspiel betrachten könnte, würde sich freuen und darin einen fortgesetzten Beweis seiner Lehre vom Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegentheil erblicken. — Während Schopenhauer pessimistisch zur Weltflucht und Resignation räth, das Leben als ein Geschäft bezeichnet, daß der Mühe nicht lohne und in der Aufhebung und Ertdödtung des verbrecherischen Willens zum Leben für den Weisen das einzige Heil sieht, kommt sein Schüler zu dem entgegengesetzten Resultat, zur freudigsten und stärksten Bejahung des Lebens und der eigenen Persönlichkeit. Obzwar bisweilen — wie mir scheint — mit etwas süßsaurer Miene, will er doch ganz und gar Optimist sein. In der „Fröhlichen Wissenschaft“ p. 233 sagt er: „In media vita. — Klein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von

Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr wahrer, begehrenswerther und geheimnißvoller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei!“ Uebrigens würde man diese Worte mißdeuten, wenn man meinte, daß Nietzsche das Glück des Lebens auf die Erkenntniß beschränke: das Gegentheil ist der Fall: alles thatkräftige Handeln, alle Bejahung des eigenen Wesens mit allen seinen Trieben und Kräften erntet seinen Beifall. Der „Instinkt“ der zu Thaten, auch zu Unthaten treibt, ist an dem Menschen das Verehrungs- und Bewunderungswürdige; alle schon bewußte Geistigkeit ohne Schaffensdrang, alles bloße Wünschen oder gar Vernünfteln, bedeutet Entartung, Verfall, *décadence*. „Ein Instinkt ist geschwächt, wenn er sich rationalisirt: denn damit daß er sich rationalisirt, schwächt er sich.“ (Der Fall Wagner p. 41). So ist also auch nur an der Erhaltung des großen und starken Individuums und an seiner Förderung gelegen; dagegen bleibe es dem Weisen ferne, den vielen Kleinen, Elenden, Schwachen zu dienen und zu helfen, denn auf die Gesunden und nicht auf die Kranken kommt es an. Von diesem Standpunkte aus wird Nietzsche der entschlossenste Vorkämpfer und Lobredner des Egoismus und steht hierin einzig da, wie auch consequenterweise in der Verwerfung des Mitleids: ist doch dieses fast der einzige Widersacher des Ungeheuers Egoismus in der Menschenbrust. Wol hatte schon vor längerer Zeit Max Stirner (Pseudonym für Caspar Schmidt) in seinem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ eine Apotheose der Selbstsucht geschrieben; aber das Buch soll ironisch gemeint sein und eine Caricatur auf die Lehren von Bruno Bauer und Feuerbach abgeben. Wie dem auch sei — es erörtert die Frage nicht in so erschöpfender Weise, sondern — in Anlehnung an Schlagworte, die heutzutage längst ihren Zauber verloren haben — fast nur vom Standpunkte des Juristen und Politikers. Wie das Mitleid bisher ohne Grund gepriesen und der Egoismus verleumdet worden, so sind nach Nietzsche auch alle übrigen Moralbegriffe verkehrt aufgefaßt und es bedarf einer Umwerthung aller Werthe; der Weise hat sich „Jenseits von gut und böse“ zu stellen und überhaupt die plumpen Gegensätze in Gradunterschiede aufzulösen. Lassen wir jedoch dem Philosophen selbst das Wort: er weiß seine Sache zu führen. „Zarathustra“ B. II, p. 126. „Ach, wo in der Welt geschahen größere Thorheiten, als bei den Mitleidigen? Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe

haben, welche über ihrem Mitleiden ist.“ — „Götzendämmerung“ p. 31: „Eine „altruistische“ Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert, — bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Dies gilt vom Einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Instinktiv das sich Schädliche wählen, gelockt werden durch „uninteressirte“ Motive, giebt beinahe die Formel ab für *décadence*. „Nicht seinen Nutzen suchen“ — das ist bloß das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: „ich weiß meinen Nutzen nicht mehr zu finden“ . . . Disgregation der Instinkte! — Es ist zu Ende mit ihm, wenn der Mensch altruistisch wird. — Statt naiv zu sagen, „ich bin nichts mehr werth,“ sagt die Moral-Lüge im Munde des *déca*dent: „nichts ist etwas werth, — das Leben ist nichts werth“ . . . Ein solches Urtheil bleibt zuletzt eine große Gefahr, es wirkt ansteckend, auf dem ganzen morbiden Boden der Gesellschaft wuchert es bald zu tropischer Begriffs-Vegetation empor, bald als Religion (Christenthum), bald als Philosophie (Schopenhauerei). — „Jenseits“ p. 256: „Auf die Gefahr hin unschuldige Ohren mißvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, wie „wir sind,“ andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie etwas, das im Urgeßetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen: „es ist die Gerechtigkeit selbst.“ Sie gesteht sich unter Umständen, die sie Anfangs zögern lassen, zu, daß es mit ihr gleichberechtigte giebt; so bald sie über diese Frage des Ranges im Reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehr mit sich selbst hat, — gemäß einer eingebornen himmlischen Mechanik, auf die sich alle Sterne verstehen. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehr mit Ihregleichen.“ — Hier mag daran erinnert werden, daß das Wort vornehm bei Nietzsche unendlich hoch im Preise steht; er sieht darin den Inbegriff alles Herrlichen und hat auch dazu beigetragen dem Wort weithin in der deutschen Literatur diesen albernem Coursverth zu geben, so daß jetzt jeder Winkelscribent in seinem Käseblättchen mit der Miene eines frisch geadelten von „vornehm“



spricht. Noch vor etwa 70 Jahren bezeichnete Seume das bloße Vorhandensein dieses Worts als eine Schmach der Deutschen, weil nur die Ungerechtigkeit es geschaffen haben könne. So hat ein Wort seine guten und bösen Tage! — Fahren wir fort Belege dafür anzuführen, wie Nietzsche sich die Selbstüberwindung der Moral und die Nothwendigkeit denkt, daß der Mensch, um groß zu sein, auch hart sein müsse „und durchaus nicht nur gegen sich“, wie er hinzufügt. Er sagt („Die fröhliche Wissenschaft“, p. 234) „Wer wird etwas Großes erreichen, wenn er nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, große Schmerzen zuzufügen? Das Leidkönnen ist das Wenigste: darin bringen es schwache Frauen und selbst Sklaven oft zur Meisterschaft. Aber nicht an innerer Noth und Unsicherheit zu Grunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist groß, das gehört zur Größe.“ („Jenseits“, p. 179) „Wo heute Mitleiden gepredigt wird — und, recht gehört, wird jetzt keine andere Religion mehr gepredigt — möge der Psycholog seine Ohren aufmachen: durch alle Eitelkeit, durch allen Lärm hindurch, der diesen Predigern zu eigen ist, wird er einen heiseren stöhnenden Laut von Selbstverachtung hören. Sie gehört zu jener Verdüsterung und Verhäßlichung Europas, welche jetzt ein Jahrhundert lang im Wachsen ist. . . Der Mensch der „modernen Ideen“, dieser stolze Affe, ist unbändig mit sich selbst unzufrieden: dies steht fest. Er leidet: und seine Eitelkeit will, daß er nur „mit leidet“. . .“ — Jede anerkannte Moral hat einen erzieherischen Werth; denn sie übt den Zwang, das lange Zeit und nach einer Richtung gehorcht werde. Das ist von Wichtigkeit; im Uebrigen aber bedürfen alle unsere Vorstellungen von Tugend und Laster einer Umwerthung. Wir setzen einige der entscheidendsten Stellen hierher: („Jenseits“, p. 38) „Eine eigentliche Physiso-Psychologie hat mit unbewußten Widerständen im Herzen des Forschers zu kämpfen, sie hat „das Herz“ gegen sich; schon eine Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der „guten“ und der „schlimmen“ Triebe, macht als feinere Immoralität, einem noch kräftigen und herzhaften Gewissen Noth und Ueberdruß, — noch mehr eine Lehre von der Ableitbarkeit der guten Triebe aus den schlimmen. Gesezt aber, Jemand nimmt gar die Affecte Haß, Neid, Habsucht, Herrschsucht als lebenbedingende Affecte, als etwas, das im Gesamthaushalt des Lebens grundsätzlich und grundwesentlich vorhanden sein muß, folglich noch gesteigert werden muß, falls das Leben noch gesteigert werden soll, — der leidet an einer solchen Richtung seines Urtheils, wie an einer Seekrankheit. Und doch ist auch diese Hypothese

bei Weitem nicht die peinlichste und fremdeste in diesem ungeheuren, fast noch fremden Reiche gefährlicher Erkenntnisse“. Hierbei haben wir festzuhalten, daß ein „noch kräftiges Gewissen“ bei Nietzsche ein Zeichen der modernen Entartung und Verkümmernng ist; er preißt im Gegensatz dazu die Unschuld des Raubthiergewissens.<sup>1)</sup> Weiter p. 13: „Bei allem Werth, der dem Wahren, dem Wahrhaftigen, dem Selbstlosen zukommen mag, es wäre möglich daß dem Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde ein für alles Leben höherer und grundsätzlicher Werth zugeschrieben werden müßte.“ p. 67: „Wir meinen, daß Härte, Gewaltthätigkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus, Versucherkunst und Teufelei jeder Art, daß alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Species „Mensch“ dient, als sein Gegensatz. . .“ — Diese Ideen gewinnen allmählig bei Nietzsche immer deutlichere Gestalt und entwickeln sich zu seiner Theorie der Herren- und Sklavennoral, welche sich geschichtlich daraus ergibt, daß bei Eroberungen und Völkerwanderungen die Sieger sich, die Mächtigen, Starken als „gut“, die Schwachen, Unterdrückten im Gegensatz dazu als „schlecht“, niedrig bezeichneten; während wiederum die unterworfenen Masse ihre Unterdrücker „böse“ nannte und dann erst sich selbst und alles, was nicht andere unterdrückt und was nicht gewaltthätig ist, mit dem Worte „gut“ auszeichnete. . . Zuerst ist dies ausgesprochen in dem Buche „Menschliches Udzumenschliches“, p. 70, doch stimmt der Schluß des Artikels nicht mit des Philosophen späteren Uebersetzungen überein, wir citiren daher zunächst „Jenseits von Gut und Böse“, p. 243: „Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und größeren Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben, fand ich gewisse Züge regelmäßig mit einander wiederkehrend und an einander geknüpft, bis sich

<sup>1)</sup> Ganz so neu wie diese bündigen Ausdrücke es erscheinen lassen, ist Nietzsches Ansicht über das Gewissen freilich nicht. Schon Schopenhauer erwähnt viel seltener Autoritäten an der Stelle, wo er die empirische Entstehung des Gewissens bespricht, seine Zusammensetzung in Decimalbrüchen berechnet und darauf hinweist, wie unwürdige Elemente („Feigheit, Geiz, gekränkte Eitelkeit zc.“) in dem Bestande dieses illustren Areopags Sitz und Stimme haben. Als Schopenhauers Vorgänger in dieser Hinsicht darf wiederum David Hume gelten (siehe Essays vol. II „Concerning the principles of morals“ und „Natural history of religion“). Bei Nietzsche nun gehört das Gewissen zu dem Ballast moralischer Vorurtheile, die durch Sitte und Erziehung uns eingeimpft, den „freien Geist“ beengen und bei der Umwerthung aller Werthe kraftvoll abgeworfen werden müssen.

mir endlich zwei Grundtypen verriethen, und ein Grundunterschied heraus-  
sprang. Es giebt Herrenmoral und Sklavenmoral. Die moralischen Werth-  
unterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden,  
welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt  
wurde, oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden  
Grades. Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, die den Begriff  
„gut“ bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche  
als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden  
werden. Der vornehme Mensch trennt die Wesen von sich ab, an denen  
das Gegentheil solcher gehobener stolzer Zustände zum Ausdruck kommt, er  
verachtet sie. Man bemerke sofort, daß dieser ersten Art Moral der Gegensatz  
„gut“ und „schlecht“ so viel bedeutet wie „vornehm“ und „verächtlich“;  
der Gegensatz „gut“ und „böse“ ist anderer Herkunft. Verachtet wird der  
Feige, der Nengstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende,  
ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blicke, der sich Erniedrigende,  
die Hundearart von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde  
Schmeichler, vor Allem der Lügner: „wir Wahrhaftigen“ so nannten sich  
im alten Griechenland die Adelligen . . . Die vornehme Art Mensch, fühlt  
sich als werthbestimmend, sie hat nicht nöthig sich gut heißen zu lassen,  
sie urtheilt „was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich“, sie weiß sich  
als das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist werth-  
schaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist  
Selbstverherrlichung. Im Vordergrund steht das Gefühl der Fülle, der  
Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußt-  
sein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte . . . Eine solche Moral  
der Herrschenden ist aber dem gegenwärtigen Geschmack am meisten fremd  
und peinlich in der Strenge ihres Grundsatzes, daß man nur gegen Seines-  
gleichen Pflichten habe, daß man gegen die Wesen niedrigeren Ranges,  
gegen alles Fremde, nach Gutdünken oder „wie es das Herz will“ handeln  
dürfe und jedenfalls „jenseits von gut und böse“: hierhin mag Mitleiden  
und dergleichen gehören . . . Es steht anders mit dem zweiten Typus der  
Moral, der Sklavenmoral. Gesezt, daß die Vergewaltigten, Gedrückten,  
Leidenden, Unfreien, Ihrer-selbst-Ungewissen und Mäßen moralisiren: was  
wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich  
wird ein pessimistischer Argwohn gegen die ganze Lage des Menschen zum  
Ausdruck kommen, vielleicht eine Verurtheilung des Menschen mit seinem  
seiner Lage. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des

Mächtigen, er hat Skepsis und Mißtrauen, er hat Feinheit des Mißtrauens gegen alles „Gute“, was dort geehrt wird, er möchte sich überreden, daß das Glück selbst dort nicht echt sei. Umgekehrt werden die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern, hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sklavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Heerd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes „gut“ und „böse“. In's Böse wird die Macht und Gefährlichkeit hineinempfunden, eine gewisse Furchtbarkeit, Feinheit und Stärke, welche die Verachtung nicht aufkommen läßt. Nach der Sklavenmoral erregt also der „Böse“ Furcht, nach der Herrenmoral ist es gerade der „Gute“, der Furcht erregt und erregen will, während der „schlechte“ Mensch als der Verächtliche empfunden wird.“ — Aus vielen hierher gehörigen Stellen wählen wir noch aus „Genealogie der Moral“, p. 26: „Das Problem von dem anderen Ursprung des „Guten“, vom Guten, wie ihn der Mensch des Ressentiments sich ausgebildet hat, verlangt nach seinem Abschluß. Daß die Lämmer den großen Raubvögeln gram sind, das befremdet nicht, nur liegt darin kein Grund, es den großen Raubvögeln zu verargen, daß sie sich keine Lämmer holen. Und wenn die Lämmer unter sich sagen: „diese Raubvögel sind böse, und wer so wenig als möglich ein Raubvogel ist, vielmehr deren Gegenstück — ein Lamm; sollte der nicht gut sein?“ so ist an dieser Aufrichtung eines Ideals nichts auszufekeln, sei es auch, daß die Raubvögel dazu ein wenig spöttlich blicken werden und vielleicht sich sagen: „wir sind ihnen garnicht gram, diesen guten Lämmern, wir lieben sie sogar, nichts ist schmachhafter als ein zartes Lamm“. — Von der Stärke verlangen, daß sie sich nicht als Stärke äußere, daß sie nicht ein Ueberwältigenwollen, ein Niederwerfenwollen, ein Herrwerdenwollen, ein Durst nach Feinden und Widerständen und Triumphen sei, ist gerade so widersinnig, als von der Schwäche verlangen, daß sie sich als Stärke äußere. Ein Quantum Kraft ist ein eben solches Quantum Trieb, Wille, Wirken — vielmehr, es ist gar nichts anderes als eben dieses Treiben, Wollen, Wirken selbst, und nur unter der Verführung der Sprache (und der in ihr versteinerten Grundirrhümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein „Subject“

versteht und mißversteht, kann es anders erscheinen“. Aus der Leugnung der Willensfreiheit ergiebt sich dies alles wirklich ganz consequent, besonders wenn man Schopenhauers Doctrin, daß jedes Wesen nur die Erscheinung eines Willens sei, noch hinzunimmt.

Auch wo wir es am wenigsten vermuthen, kommt Nietzsche auf diese, seine Lieblingstheorie zurück, im „Fall Wagner“ p. 55, „Der Christ will von sich loskommen. *Le moi est toujours haïssable.* — Die vornehme Moral, die Herrenmoral, hat umgekehrt ihre Wurzel in einem triumphirenden Fasagen zu sich, — sie ist Selbstbejahung“ . . . Diese Stelle erinnert schon an die eigenthümlichen Ansichten, die Nietzsche sich vom Judenthum und Christenthum ausgebildet hatte. Schopenhauer kannte keine größeren Gegensätze als Christenthum und Judaismus; er sah im alten Testament den Optimismus, die „ruchlose“ jüdische Weltanschauung; im neuen Testament den Pessimismus, und nannte daher auch — seltsam genug — seine Philosophie, die „christliche“. Sein Schüler dagegen findet in beiden Religionen die continuirliche Machtentfaltung derselben Grundanschauungen; das Judenthum ist der Ursprung der jetzt herrschenden *décadence*-Moral, indem es, wie nichts zuvor den Menschen gelehrt hat, sich selbst auf das tiefste zu verachten. Mit dem Christenthum gewann der Geist des Judenthums nur an Ausbreitung, bis das Evangelium der Mühseligen und Beladenen in alle Welt hinausgetragen war; die *Altweiber*-Moral fand immer mehr Anklang und so beginnt mit der christlichen Aera der Sklavenaufstand in der Moral. Allmählich besiegt das Judenthum und was aus ihm hervorging: die *Sklaven*-Moral, so gründlich die vornehm denkenden und fühlenden antiken Völker, besonders das Römertum, daß nach einem kurzen Aufklackern der vornehmen Machtinstincte bei den provencalischen Troubadours und in der thatkräftigen Renaissance, — jetzt in Rom — man braucht nur hinzusehen — niemand mehr verehrt wird als die bekannten Galiläer. Später haben sich die ekelhaften Instincte des Ressentiments wieder in einem besonders großen Sklavenaufstande Luft gemacht: in der französischen Revolution, der man aber auch etwas Gutes zu verdanken hat, nämlich den großen Corsen: erst als er die Luft gereinigt hatte, begann man erleichtert aufzuathmen. — Aus dem was wir vorausgeschickt haben, läßt sich leicht schließen, wie Nietzsche den modernen Demokratismus in allen seinen Formen, von Herbert Spencers sociologischen Theorien bis hinab zum bombenwerfenden Anarchismus empfand; hier gönnen wir ihm am besten wieder selbst das Wort.

„Zarathustra“ p. 136, 137 „Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gefindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet“ . . . Und nicht das ist der Bissen, an dem ich am meisten würgte, zu wissen, daß das Leben selber Feindschaft nöthig hat und Sterben und Marterkreuze, sondern ich fragte einst und erstickte fast an meiner Frage: „Wie? hat das Leben auch das Gefindel nöthig?“ Ferner gehört hierher „Jenseits“ p. 66: „In allen Ländern Europas und ebenso in Amerika giebt es jetzt etwas, das Mißbrauch mit dem Namen „Freier Geist“ treibt, eine sehr enge, eingefangene, an Ketten gelegte Art von Geistern, welche ungefähr das Gegentheil von dem wollen, was in unsern Absichten und Instinkten liegt. Sie gehören kurz und schlimm, unter die Rivellirer, diese fälschlich sogenannten „freien Geister“ — als beredte und schreibfingrige Sklaven des demokratischen Geschmacks und seiner „modernen Ideen“. Was sie mit allen Kräften erstreben möchten, ist das allgemeine grüne Weideglück der Heerde, mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für Jedermann; ihre beiden am reichlichsten abgefungenen Lehren und Lieder heißen „Gleichheit der Rechte“ und „Mitgefühl für alles Leidende“ und das Leiden selbst wird von ihnen als etwas genommen, das man abschaffen muß.“ — Auch folgende, in einigem Betracht prophetische Worte, die etwa im Jahre 1884 geschrieben wurden, mögen hier ihren Platz finden. p. 140: „Die demokratische Bewegung macht die Erbschaft der christlichen. Daß aber deren Tempo für die Ungeduligen, die Kranken und Süchtigen des genannten Instinktes noch viel zu langsam und schläfrig ist, dafür spricht das immer rasender werdende Scheul, das immer unverhülltere Zähnefletschen der Anarchistenhunde, welche jetzt durch die Gassen der europäischen Cultur schweifen: anscheinend im Gegensatz zu den friedlich arbeitenden Demokraten und Revolutions-Ideologen, noch mehr zu den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern, welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft“ wollen, in Wahrheit aber eins mit ihnen allen in der gründlichen und instinktiven Feindseligkeit gegen jede andere Gesellschaftsform als die der autonomen Heerde (bis hinauf zur Ablehnung selbst der Begriffe „Herr“ und „Knecht“ — ni lieu ni maître heißt eine socialistische Formel —): eins im zähen Widerstande gegen jeden Sonderanspruch, jedes Sonderrecht und Vorrecht (das heißt im letzten Grunde gegen jedes Recht: denn wenn alle gleich sind, braucht niemand mehr „Rechte“); eins im Mißtrauen gegen die strafende Gerechtigkeit (wie

als ob sie eine Vergewaltigung am Schwächeren, ein Unrecht an der nothwendigen Folge aller früheren Gesellschaft wäre); aber ebenso eins in der Religion des Mitleidens, im Mitgefühl, soweit nur gefühlt, gelebt, gelitten wird; eins allesammt im Schrei der Ungeduld, des Mitleidens, im Tothhaß gegen das Leiden überhaupt, in der fast weiblichen Unfähigkeit, Zuschauer dabei bleiben zu können, leiden lassen zu können; eins allesammt im Glauben an die Gemeinschaft als die Erlöserin, an die Heerde also, an „sich“ . . . „Was die weiter gehenden Folgerungen unseres Philosophen, etwa sein „Zukunftsideal“ betrifft, so wird es in Folgendem angedeutet: „Jenseits“ p. 240: „Das Wesentliche einer guten und gesunden Aristokratie ist aber, daß sie sich nicht als Function (sei es des Königthums, sei es des Gemeinwesens), sondern als dessen Sinn und höchste Rechtfertigung fühlt, — daß sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Anzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag . . .“ — Hiemit sind wir zur großen Schlussfrage gekommen: wohin alles das abzielt? Denn nicht nur wie die Menschheit ihr bisheriges Gepräge erhalten hat, und was sie jetzt eben werth ist, will ein Philosoph erklären (das ist sogar für ihn das Unwesentlichere); zu zeigen hat er vor allem, welchen Weg der Mensch einschlagen soll; wo der Werth des Lebens liegt und der Zweck all' dieses rastlosen, heißen Kämpfens und Ringens, dieses großen lärmenden Aufgebots von Kraftanstrengungen. Einen Zusammenhang der Ethik mit der Metaphysik, eine Rechtfertigung des Diesseits aus dem vorausgesetzten Jenseits suchen wir bei Nietzsche vergebens; er sagt vielmehr mit Stolz, er sei der Erste, welcher der Moral ein Ziel gegeben habe, das nicht im Jenseits liegt. Nicht auf die Förderung des Gemeinwohls, oder auf die möglichst vollkommene Befriedigung der Mehrzahl komme es an, sondern darauf, daß der große Mensch immer wieder entstehe, daß der Typus „Mensch“ gesteigert und erhöht werde; nur an diesen wenigen großen Ausnahme-Menschen ist etwas gelegen. Das Wohl der Meisten und das Wohl der Wenigsten, heißt es auf p. 38 der „Genealogie der Moral“ sind entgegengesetzte Werth-Gesichtspunkte. Für diesen allein der Erhaltung und Förderung würdigen großen Menschen

wird in den früheren Schriften auch der Ausdruck „Genie“ gebraucht; später heißt er der „Vornehme Mensch,“ der „Ausnahme-Mensch,“ der „Uebersenschen,“ der „Zarathustra-Mensch,“ oder einfach „Zarathustra.“ Mit diesem Worte meint Nietzsche oft einfach sich selbst, öfter jedoch scheint ein Zukunfts-Ideal gedacht zu sein, etwa der Keim zu dem Höchsten, was einmal aus dem Typus „Mensch“ werden kann. Dieser Große findet nicht etwa sein Glück und seinen Zweck in der Förderung der Menschheit, d. h. der „Vierbeinigen,“ sondern er ist sich selbst Zweck. Nietzsche betont, daß man die eigentliche Aufgabe der höheren Species „Mensch“ nicht in der Leitung der Niederen zu sehen hat: die niedere Species soll nur die Basis sein, auf der eine höhere Species ihre eigene Aufgabe lebt. Der große Mensch kann wohl auch den Niedrigen gegenüber einigen Anwendungen von Mitleid, von starkem Mitleid ausgesetzt sein; aber das ist eine Schwäche, ein Mangel an seiner Größe; und je mehr er sich vervollkommnet, desto schwerer und unmöglicher wird es dem Mitleid wiederzukehren. Für den Uebersenschen gilt die Herren-Moral allein, d. h. der Gegensatz von „gut“ und „schlecht;“ ein „böse“ giebt es für ihn überhaupt nicht. Ihn, den Menschen des „hohen Geschmacks“ schändet Arbeit, denn sie macht Leib und Seele gemein; nicht gleiches Recht für alle, sondern der Satz gilt: „den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches;“ so giebt es auch bei dem unendlich verschiedenen Werth der einzelnen Individuen nicht eine Moral für alle, sondern unendlich viele verschiedene Moralen für jedes Verhältniß. Die niederen Wesen sind gewissermaßen das Material, das die Großen für sich verbrauchen. Als was für eine Art von Wesen man sich nun diesen „Uebersenschen“ vorzustellen hat: als Künstler, Gelehrten, Krieger, Fürsten oder gar als reichen Banquier und was als seine Aufgabe außer dem Beherrschen des Pöbels noch gedacht werden möge: das sind Fragen auf welche unser Philosoph weder directe noch indirecte Antworten ertheilt, und deren Lösung daher nicht in die Darstellung seiner Meinungen, sondern in ihre Beurtheilung gehört und uns nächstens beschäftigen soll.

Welcher Wandel der Zeiten! Vor hundert Jahren lehrte Kant als obersten Grundsatz, man solle bei allem, was man thut, jeden anderen nicht nur als Mittel, sondern immer zugleich als Zweck ansehen. Und seitdem haben wir solche Fortschritte gemacht!

Gregor von Glasenapp.

Verzeichniß von Friedrich Nietzsches sämtlichen Werken:

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.



Unzeitgemäße Betrachtungen. 2 Bde. I. David Strauß. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. II. Schopenhauer als Erzieher. Richard Wagner in Bayreuth.

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. 2 Bde.

Morgenröthe. Gedanken über moralischen Vorurtheile.

Die fröhliche Wissenschaft („La gaya scienza“). Mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei.

Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen, in 4 Theilen.

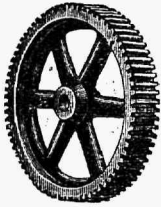
Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

Genealogie der Moral. Eine Streitschrift.

Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem.

Götzendämmerung oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.





Maschinen  
Apparate  
Geräthe  
Techn. Consum-Artikel  
Feuerspritzen  
Pumpen  
Metalle etc.

jeder Art.

*Hugo Hermann Meyer,*  
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preis Anfrage zu empfehlen.

[6]-5.

# J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. Feste Preise. En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

**Porzellan-, Fayence u. Crystalservices,**

**Alfénide,**

Petroleumlampen und Bronze-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel - Glas, belgisches Fenster - Glas,

**Mosaik-Fussböden.**

[6]-5.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

## Special-Abtheilung für Landwirthschaft. Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

HR 204  
Baltische

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen  
des livländischen Gouvernements

in Firma:

[12]-7.

# „Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

## Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,  
wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,  
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,  
Göpdrescher, Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-  
schlacke.

Krafftutter, wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie  
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthsch. Sämereien: wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-  
klee und sämtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

**Petroleum und Maschinenöl.**

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

**An- und Verkauf von Getreide und Saaten.**